



Alteherkunftsbrief



Folge 1

München, Jänner 1967

19. Jahrgang

Dr. Walter Becher, MdB:

Politik des Ausverkaufs

Mit der Berichterstattung, die sich der CDU-Bundestagsabgeordnete Erik Blumenfeld (Hamburg) vor der im Dezember 1966 gewesenen Versammlung der Westeuropäischen Union (WEU) in Paris leistete, ist der Rechtsverzicht zum ersten Male von einem offiziellen Vertreter der Bundesrepublik als Mittel zur Lösung des deutschen Problems angepriesen worden. Es sei die Sache Deutschlands, Polen des Besitzes der nunmehr unter seiner Herrschaft befindlichen Gebiete genauso formell zu versichern, wie es durch die Bundesregierung bereits gegenüber der Tschechoslowakei geschah, als sie erklärte, keinen Anspruch auf das Sudetenland zu erheben. Blumenfeld verbindet seinen Ratschlag mit dem Verlangen, Berlin unter der Herrschaft der vier Besatzungsmächte wiederzuvereinigen und zu einem „Ost-West-Treffpunkt“ zu machen.

Die Thesen, die Erik Blumenfeld in aller Form im Rahmen eines nur englisch und französisch gedruckten offiziellen Textes der WEU-Versammlung entwickelte, dienen der Begründung eines Antrages, welcher das Gleichgewicht der Kräfte in einen Zustand der allgemeinen Entspannung hinüberführen will. Dieses löbliche Verlangen wird in dem offiziellen Antrag von dem Wunsche begleitet, die gegebenen Verteidigungsorganisationen mögen bis zur Erreichung einer neuen europäischen Ordnung bestehen bleiben. Sie sollen dabei jedoch nicht den Versuch machen, die Entwicklung in den osteuropäischen Staaten „zur Erreichung strategischer Vorteile auszunützen“.

Der Hamburger Abgeordnete hat sich dieser weltweit bekannten Entspannungsthese derart angepaßt, daß seine als Berichterstatter abgegebenen Erklärungen, würde sie sich die Bundesregierung zu eigen machen, auf eine deutsche Politik der Erfüllungshilfe hinausliefen. Seine Ausführungen sind auf weite Strecken nichts anderes als die Thesen der amerikanischen Linken, die samt und sonders von der Illusion einer Sowjetpolitik ausgehen, die sich zu friedvoller Kompromißbereitschaft gemauert habe.

Glaubt Herr Blumenfeld, man könne eine deutsche oder gar europäische Friedensregelung herbeiführen, indem man das deutsche Volk unter den Druck einer Verzichtspolitik stellt, die früher oder später die Parole vom „Verrat“ gegen jeden mit sich bringt, der sie betreibt? Die deutsche Demokratie wäre schlecht beraten, würde sie sich zum Bannerträger eines solchen Verfahrens machen. Die Völker Osteuropas haben nicht nur eine innere Sehnsucht nach nationaler, sondern auch nach freier Gestaltung ihres Lebens. Hier aber liegt das eigentliche Problem.

Blumenfeld propagiert die Anerkennung des status quo, d. h. der durch die Nachkriegsereignisse geschaffenen tatsächlichen Zustände im Osten. Dieser status quo ha-

Prag verwickelt sich in Widersprüche

In ihrer Weihnachtsausgabe hat die deutsch geschriebene Prager „Volkszeitung“ ausführlich die Regierungserklärung von Bundeskanzler Kiesinger kommentiert und festgestellt, daß der neue Bundeskanzler im außenpolitischen Teil mitunter wesentlich weiter gegangen sei als sein Vorgänger Erhard, er aber in wichtigen Fragen auf dem Standpunkt der gestürzten Regierung verharret habe. Entsprechend einer augenscheinlich von Moskau ausgehenden Sprachregelung resümiert die „Volkszeitung“, daß man deshalb die Erklärung als Ganzes weder eindeutig ablehnen noch gutheißen könne und man zunächst die einzelnen Absätze prüfen müsse, um zu einer realistischen Einschätzung zu gelangen.

Ausführlich geht die „Volkszeitung“ naturgemäß auf die Ausführungen Kiesingers über das künftige Verhältnis zur Tschechoslowakei ein. Das Münchener Abkommen und die Aussiedlung stehen im Mittelpunkt der Betrachtung. Entsprechend der tschechoslowakischen These, daß das Münchener Abkommen überhaupt nicht zustande gekommen sei, bemängelte die Zeitung die Feststellung Kiesingers, daß dieses Abkommen „nicht mehr“ gelte. Widersprüchlich ist dann aber die Feststellung, daß es unsinnig sei, über Probleme der Staatsangehörigkeit der vertriebenen Deutschen zu verhandeln, da „die Umsiedler doch längst Staatsangehörige der Bundesrepublik sind, die verpflichtet ist, für sie zu sorgen“.

Auch der nächste Satz zeigt, daß von tschechischer Seite keine Bereitschaft besteht, die Realitäten, vor allem die *Realität des Unrechts der Vertreibung*, anzuerkennen. Die Zeitung schreibt nämlich zu

be sich nach der Kuba-Krise als die Leitlinie der Sowjetunion ergeben. Würde ihn der Westen anerkennen, so hülfe er damit den Völkern in den Oststaaten, sich freier zu bewegen.

Aus dieser Annahme entwickelt der wakkere Berichterstatter seinerseits Leitlinien einer Deutschland- und Ostpolitik, die zeitweise um sowjetische Interessen mehr besorgt sind als um die Bundesrepublik. Ob sie der Freiheit der beteiligten Völker dienen, bleibt dahingestellt.

Da die Bundesrepublik in der Frage der Wiedervereinigung über den status quo hinausgehen muß, könne dies nur so geschehen, daß die Sowjetunion nicht den Eindruck habe, als würde die Aufgabe des östlichen Teiles von Deutschland den Beginn des Auseinanderfalls ihrer Gewinne im zweiten Weltkrieg einleiten. Die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie und die Annullierung des Münchener Abkommens sollen dies ebenso unter Beweis stellen wie entsprechende Maßnahmen auf dem Gebiete der Atompolitik.

Moskau denkt aber ja gar nicht daran, die Zone einem Wunschbild zu opfern, das

der Ausführung des Bundeskanzlers, daß die Vertriebenen, wie das tschechoslowakische Volk „zuvor“, bitteres Leid und Unrecht erfahren hätten: „Außerdem ist es eine Anmaßung, das im Krieg dem tschechoslowakischen Volk zugefügte Unrecht mit der Aussiedlung, also mit einer von einem hohen internationalen Gremium beschlossenen Maßnahme zu vergleichen.“

Da nach tschechoslowakischer Meinung das Münchener Abkommen überhaupt nie Rechtskraft erhalten habe, könnten auch jene Gesetze nie Rechtskraft erhalten haben, durch die die Deutschen der Tschechoslowakei die deutsche Staatsbürgerschaft erworben haben; denn diese Gesetze bezeichnen sich ausdrücklich als Ausführungsgesetze zum Münchener Abkommen. Damit konzediert die tschechoslowakische Regierung, daß sie – da das Münchener Abkommen ihrer Meinung nach nie Rechtskraft erhalten hat – tschechoslowakische Staatsbürger ausgewiesen und damit eindeutig gegen die damals geltenden Bestimmungen der Verfassung verstoßen hat und sie damit zur Wiedergutmachung des durch Verfassungsbruch begangenen Unrechts verpflichtet ist.

Die Behauptung, daß die Aussiedlung von einem hohen internationalen Gremium beschlossen ist, umfaßt nicht den Tatbestand, daß bereits seit Anfang Mai 1945 bis zur Paraphierung des Potsdamer Abkommens Anfang August 1945 viele hunderttausende Deutsche unter Anwendung brutalster Maßnahmen aus ihren Wohnsitzen vertrieben und über die Grenzen nach Deutschland und Österreich gejagt wurden und daß bei diesen „Aussiedlungen“ schwerste Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen worden sind.

ebenso blaß wie unkonkret ist. Diesem Wunschbild aber opfern Blumenfeld und seinesgleichen den Anspruch auf ein Selbstbestimmungsrecht, das jedes Volk der Welt für sich in Anspruch nimmt. Die Entspannung werde durch die Ost- und Sudeten-deutschen gestört. Ihre Probleme sollen ausgeräumt werden, um ein friedfertiges Sowjetrußland zur Herbeiführung einer europäischen Friedenslösung und der deutschen Wiedervereinigung gewissermaßen zu überreden.

Dieses Schema ist gefährlich. Es redet dem deutschen Volke ein, es könne seine Einheit nur über eine Entspannung erreichen, die die Sowjets gleichermaßen zufrieden stelle wie den Westen. Sie macht die Rechnungen ohne den Wirt und bringt ihm Opfer, ohne zu wissen, ob sie von Nutzen sind. Wir wagen festzustellen: Selbst wenn es gelänge, alle von Erik Blumenfeld gemachten Vorschläge zu verwirklichen, hätten sie nur weitere Forderungen zur Folge, die der deutschen Bundesregierung präsentiert würden. Aus der von ihm gepredigten Methode führt kein Weg in die Freiheit.

Der moralisch anfechtbare und von den Vereinten Nationen eindeutig verurteilte Ausweisungsbeschluß der Potsdamer Konferenz enthält keinerlei Rechtfertigung für die bei der Austreibung begangenen Brutalitäten, die zusammen mit den anderen Umständen der Vertreibung zum Tode von über 200 000 Deutschen der Tschechoslowakei geführt haben.

Die ganze Tendenz des deutsch geschriebenen tschechoslowakischen Kommentars in der „Volkszeitung“ deutet darauf hin, daß man in Prag von der Bundesregierung nicht nur eine Erklärung darüber erwartet, daß das Münchener Abkommen nie zustande gekommen ist, sondern auch ein einseitiges Schuldbekenntnis unter absoluter und stillschweigender Hinnahme der tschechoslowakischen Verbrechen gegen die Menschlichkeit und einen Verzicht auf jedwede materielle Entschädigung für die entzogenen Milliardenwerte.

Das könnte ihnen so passen!

Eine Klarstellung

Das Präsidium des Sudetendeutschen Rates beschloß noch vor Weihnachten, u. zw. in einer am 18. Dezember 1966 abgehaltenen Sondertagung, folgende Stellungnahme zu der Regierungserklärung Kiesingers:

1. Die Wiedergutmachung des Unrechts der Vertreibung ist Schicksal und Aufgabe der sudetendeutschen Volksgruppe.

2. Die Sudetendeutschen stimmen den Ausführungen der Regierungserklärung zu, die besagen, daß Deutschland jahrhundertlang die Brücke zwischen West- und Ost-Europa war und daß die neue Bundesregierung diese Aufgabe auch in unserer Zeit erfüllen will.

3. Die Formulierung, daß das Münchener Abkommen nicht mehr gültig sei, ist mißverständlich. Denn das Münchener Abkommen ist ein erfüllter Vertrag. Nach internationalen Völkerrechtsgutachten kann ein erfüllter Vertrag nicht durch einseitige Erklärungen, sondern nur durch eine neue vertragliche Regelung ersetzt werden, die auf den Grundsätzen der Menschenrechte beruht.

4. Die Bundesregierung hat sich mit altem Ernst zur Obhutspflicht gegenüber den Sudetendeutschen und damit zur Obhutserklärung des Deutschen Bundestages vom 14. Juli 1950 bekannt. In dieser Erklärung wird die Austreibung als völkerrechtswidrig und unmenschlich gekennzeichnet, sowie heimlich Einspruch gegen die Preisgabe des Heimatrechts der Sudetendeutschen erhoben.

5. Auch wir wünschen das trübe Kapitel der Geschichte, in der insbesondere seit 1918 die Sudetendeutschen und später die Tschechen Leid und Unrecht erfahren haben, durch die Herstellung eines Verhältnisses vertrauensvoller Nachbarschaft zu beenden. Das von Hitler an den Tschechen begangene Unrecht ist durch die Wiederherstellung ihrer Staatlichkeit wieder gutgemacht worden, das Heimat- und Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen ist jedoch immer noch nicht verwirklicht.

Unabsehbare Folgen

In einem ausführlichen Gutachten beschäftigt sich der Sudetendeutsche Rat außerdem mit den Folgen, die sich aus einer Nichtigkeitserklärung des Münchner Abkommens *ex tunc* (von Beginn an) ergäben. Dem Gutachten entnehmen wir folgende Hauptgesichtspunkte:

Da unter dem Begriff „Münchner Abkommen“ ein Bündel internationaler Regelungen zu verstehen ist und vielfältige innerstaatliche deutsche Normen darauf aufbauen, würde eine Nichtigkeitsklärung unabsehbare Folgen haben.

Die deutsche Staatsangehörigkeit der Sudetendeutschen beruht ausschließlich auf

dem deutsch-tschechoslowakischen Vertrag über Staatsangehörigkeits- und Optionsfragen vom 20. November 1938, der ausdrücklich von der erfolgten Gebietsregelung ausgeht. Das wird auch durch das Gesetz zur Regelung von Fragen der Staatsangehörigkeit vom 22. Februar 1955 innerstaatlich klargestellt. Auch die tschechoslowakische Gesetzgebung des Jahres 1945 hat dies bestätigt. Die Nichtigkeitsklärung der Verträge des Jahres 1938, die wegen ihrer gegenseitigen Abhängigkeit nicht differenziert behandelt werden können, würde die Sudetendeutschen staatenlos machen, da die Tschechoslowakei sie nicht als ihre Staatsangehörigen anerkennt. Damit wäre in jedem Falle ein Verstoß gegen Art. 16 Abs. 1 GG gegeben.

Die Sudetendeutschen wären zwar dann, soweit sie im Bundesgebiet leben, noch „Deutsche“ im Sinne des Art. 116 Abs. 1 GG, hätten als solche aber nicht die gleiche Rechtsstellung wie deutsche Staatsangehörige. Praktische Folgen hätte das vor allem im Verkehr mit und bei etwaigen Aufenthalten im Ausland. Benachteiligt wären daher insbesondere die 1938 dorthin emigrierten Sudetendeutschen, die nicht zurückgekehrt sind, aber auch keine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben.

Die Nichtigkeitsklärung der Gebietsregelung würde auch bedeuten, daß die Einführung der deutschen Rechtsordnung im Sudetengebiet als nicht erfolgt gilt. Hoheitsakte, Rechtsgeschäfte etc., die auf ihr beruhen, könnten als nichtig angesehen

Minderheiten in Osteuropa

Zunehmender Prozeß der Entnationalisierung

Von objektiver Warte aus befaßte sich kürzlich die schweizerische Zeitung „Der Bund“ (Bern, Nr. 352/66) mit dem Dahinschwinden der Minderheiten in fast sämtlichen Staaten Osteuropas. Dem Beitrag entnehmen wir folgende Angaben:

„Als Ergebnis der 1945 gezogenen Staatsgrenzen in Osteuropa leben gegenwärtig allein in der Sowjetunion geschlossen vier größere, von ihren Mutterländern gewaltsam getrennte osteuropäische Volksgruppen, nämlich 2,3 Millionen Rumänen, 1,4 Millionen Polen, 90 000 Ungarn und etwa 25 000 Slowaken. In Polen befinden sich 374 000 Ukrainer, Weißrussen und Litauer. In Rumänien beträgt die Zahl der ungarischen Minderheit 1,5 Millionen, wozu noch 385 000 Deutsche, 119 000 Ukrainer und 63 000 Bulgaren, Serben und Türken gezählt werden müssen. Die Tschechoslowakei hat eine 551 000köpfige ungarische Minderheit; außerdem leben noch rund 134 000 Deutsche, 70 000 Polen und 56 000 Ruthenen in der tschechoslowakischen Republik. 61 000 Rumänen sind in Jugoslawien beheimatet. In Bulgarien ist die Zahl der Türken beträchtlich; 656 000 Staatsbürger gehören der türkischen Minderheit an.“

Das ungelöste Problem der nationalen Minderheiten begann nach dem zweiten Weltkrieg zuerst die Atmosphäre zwischen Ungarn und Rumänien abzukühlen. Sie verschlechterte sich seit 1956 wegen der Lage der in Siebenbürgen lebenden Ungarn wesentlich. Nach offizieller Lesart treibt Rumänien zwar eine beispielgebende Nationalitätenpolitik. Budapest-Stimmen und verschiedene Flüchtlingsberichte lassen aber darauf schließen, daß diese Politik zumindest bis in die jüngste Zeit alles andere als vorbildlich war. Einen besonderen Schlag für das Ungarn in Siebenbürgen bedeuteten die Schließung der ungarischen Universität in Klausenburg und die bewußte Rumänisierungspolitik der Behörden.

Was für die Ungarn Siebenbürgen bedeutet, das seit der ungarischen Staats-

werden. Eine allgemeine Rechtsunsicherheit nicht nur bezüglich der Sudetendeutschen, sondern in allen Rechtsbeziehungen, welche die Sudetengebiete tangieren, wäre die Folge. Das gilt für das öffentliche, das Privat- und das Strafrecht.

Die tschechoslowakische Gesetzgebung des Jahres 1945 hat selbst die Konsequenz aus einer angeblichen Nichtigkeit der Gesamtregelung des Jahres 1938 nicht gezogen. Sie hat eingehende Überleitungsbestimmungen erlassen, wie sie in Fällen von Staatensukzession üblich sind, und ist nicht von der Nichtigkeit der Einführung der deutschen Rechtsordnung in den Sudetengebieten ausgegangen. Die Tschechoslowakei könnte diese Überleitungsgesetze aufheben, wodurch die von der deutschen Rechtsordnung seinerzeit geregelten Sachverhalte erneut in Frage gestellt wären.

Dies könnte insbesondere zu unabsehbaren Schadensersatzforderungen des tschechoslowakischen Staates und von Einzelbürgern gegen die Bundesrepublik und deutsche Staatsangehörige (z. B. Beamte und Richter in den Sudetengebieten von 1938 bis 1945) führen, da Gerichte und Behörden nicht hätten entscheiden bzw. handeln dürfen. Dies wäre zumindest dort zu befürchten, wo deutsches und tschechoslowakisches Recht voneinander abwichen.

Dazu können im Falle der Nichtigkeitsklärung der Gebietsregelung Ansprüche wegen Währungsverlusten, Entgang öffentlicher Einnahmen, Nutzung öffentlicher Einrichtungen etc. kommen.

gründung 1000 Jahre lang zu ihrem Land gehört hatte, das stellt für die Rumänen das Schicksal Bessarabiens und der nördlichen Bukowina dar. Diese Gebiete mit einer 2,3 Millionen Menschen zählenden rumänischen Bevölkerung okkupierte die Sowjetunion auf Grund des Molotow-Ribbentrop-Paktes von 1939 nach der Niederlage Frankreichs im Jahre 1940 und annektierte sie endgültig nach dem zweiten Weltkrieg. Seither kam es viermal zu Zwangsdeportationen von Rumänen aus Bessarabien in die asiatischen Teile des Sowjetreiches. Das letzte Mal konnte man darüber in örtlichen Zeitungen im Winter 1965, also bereits in der Breschnew-Ära, lesen.

Bei der gewaltsamen Russifizierung der Rumänen in der Sowjetrepublik Moldau spielte gerade Breschnew, der 1950 von Stalin als Parteisekretär nach Bessarabien geschickt worden war und während längerer Zeit an der Spitze der Moldauischen Kommunistischen Partei stand, eine besondere Rolle.

Gegenwärtig führen die Rumänen auf indirekte Weise eine offene Polemik hinsichtlich ihrer Landsleute in Bessarabien gegen Moskau, wobei sie sich verschiedener Zitate historischer Persönlichkeiten bedienen.

Das Schicksal der nationalen Minderheiten in den nach dem zweiten Weltkrieg von der Sowjetunion annektierten einstigen ungarischen Gebieten im Ruthenenland scheint ebenfalls hoffnungslos zu sein. Sie werden mit allen Mitteln russifiziert; laut verschiedenen Flüchtlingsaussagen besteht für sie keine Möglichkeit, ihre nationale Kultur und Sprache zu pflegen. Auch wurden seit 1945 Russen in großer Zahl in diesem Gebiet angesiedelt, um den Entnationalisierungsprozeß zu beschleunigen.

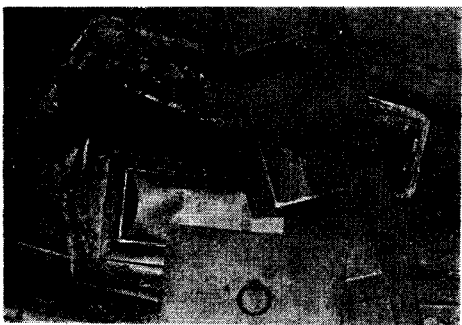
Die in der Tschechoslowakei in geschlossener Gruppe lebenden Ungarn haben zwar eigene Schulen, doch schrumpft ihre Zahl trotzdem stetig zusammen, da ihre

Assimilierung an die Slowaken auf andere Weise systematisch betrieben wird.

Das Schicksal der 134 000 Seelen zählenden deutschen Minderheit in diesem Land ist noch deprimierender, da die deutsche Volksgruppe in der Tschechoslowakei, von der etwa 3 Millionen Menschen nach dem zweiten Weltkrieg mit Gewalt vertrieben worden waren, als Nationalität nicht anerkannt wird.

Ascher Notizen

Anfang Dezember 1966 übernahm eine tschechische Zertrümmerungskolonnie die Auflösung des evangelischen Friedhofes in Asch. Zunächst begann man mit der Entfernung der eisernen Gruftgitter. Die Gruftgitter, die Bronzegrabtafeln und die metallenen Schriften der Grabsteine kommen als Altmetall zum staatlichen Schrotthandel. Die Gruftfundamente zertrümmert man mit Hämmern. Die Gruftkammern sollen ihre Deckplatten verlieren und dann mit Erdschutt aufgeschüttet werden. Der untere evangelische Friedhof (sog. Alter Friedhof) muß bis zum Frühjahr 1967 planiert sein, damit dort ein Park entstehen kann. Ob die Umfassungsmauern stehen bleiben, war bislang in Asch nicht in Erfahrung zu bringen. Nach der baulichen „Rekonstruktion“ des Ascher Marktes sollen sich die Verantwortlichen mit dem Gedanken tragen, sogar den alten historischen Graben einzuebnen. Im Herbst 1967 wird dann nach Plan der obere evangelische Friedhof (der sog. Neue Friedhof) für immer verschwinden. Zum gleichen Zeitpunkt wird die Totenhalle abgerissen, die derzeit zur Hälfte alte Kisten aufnimmt und andererseits als Ruine ihr Dasein fristet. Der Obere Friedhof ist im Bebauungsplan als „erweiterte Kaplanberg-Siedlung“ einbezogen.



So bestialisch hausten tschechische Leichenfledderer vor zwei Jahren in den Gruft Häusern am Alten evangelischen Friedhof in Asch. Die Särge wurden erbrochen und nach Wertsachen durchsucht. Dann ließ man sie offen stehen wie den auf unserem Bild, in dem man deutlich am rechten Ende den Schädel, am unteren Teil die Bein-knochen des geschändeten Leichnams erkennt.

Das Haus Benker (Sparkassendirektor) im Graben ist Sitz der Ascher Forstverwaltung. Der Oberförster bewohnt die obere Etage.

Im Betrieb Hannemann am Schönbacher Weg arbeiten nur noch sechs Weber. Die Gardinenweberei wird im Frühjahr 1967 restlos aufgelöst, die Maschinen werden verschrottet.

Die Fabrik Wolfrum bildet mit den Gebäuden der Firma Fleißner die Konzern-filiale „Metalis“. Dort bearbeitet man hauptsächlich Aluminium-Gußteile für die Kraftträderindustrie.

Die aktive evangelische Kirchengemeinde in Asch ist bis auf 40 Personen zusammengeschrumpft. Die tschechischen Christen überwiegen bereits in der kleinen Ge-

meinde. Gerüchteweise war in Asch zu hören, daß die evangelische Kirche durch eine westdeutsche Aktion „Sühnezeichen“ (?) wieder erbaut werden soll. Im Gegensatz zu dieser etwas merkwürdigen Meldung hört man von Leuten, die tschechischen Funktionären sehr nahe stehen, daß die Kirchenruine sehr bald dem Erdboden gleichgemacht wird; vermutlich im Zuge der Abrißarbeiten an der sehr stark verwitterten Rathausschule.

Die Ascher Bürgerliche Brauerei ist geschlossen. Diese Schließung hatte seinerzeit in Asch und Umgebung großen Protest bei der Bevölkerung ausgelöst. Bier gibt es in Asch augenblicklich in ausreichender Menge, da sich die Egerer Aktienbrauerei „sozialistisch“ verpflichtete, die Versorgung des Ascher Zipfels mit Bier zu garantieren. Der Abriß der Bürgerlichen Brauerei steht bevor.

Das Ascher Rathaus auf dem Rathausplatz steht seit dem Auszug des Museums im Frühjahr 1966 noch immer leer. Viele Fensterscheiben sind zertrümmert; von der Renovierung der Außenfassade in den letzten vier Jahren ist nicht mehr viel zu erkennen. In diesem Gebäude sollen im Frühjahr 1967 Parteilehrgänge und sozialistische Schulungen für die Funktionäre der Nationalen Front beginnen.

Das Ascher Museum im Hause Klaubert auf dem Niklas ist noch immer geschlossen. Der für den Sommer 1966 festgesetzte Eröffnungstermin mußte um ein weiteres Jahr verschoben werden. In den Zimmern liegen zu Bergen die Gegenstände, ungeordnet und gefährdet. Beim Umzug der Ausstellungsstücke wurden erneut wertvolle Ascher Ausstellungsstücke vernichtet, beschädigt und gestohlen.

Heimatkundler gibt es in Asch nicht. Versammlungen mit historischen Themen sind praktisch unerwünscht. Ein tschechischer Funktionär sagte dazu: Unsere Geschichte beginnt erst im Jahre 1945!

In Asch herrscht eine akute Wohnungsnot! Junge und alte Leute begehren die Wohnungen in den vorgefertigten Wohnblocks. Die neuerrichteten großen Häuser am Markt tragen bald den Dachstuhl. Auffallend ist die starke Zunahme der Kinder in Asch. Die Schulen reichen platzmäßig nicht mehr aus. In der Parkgasse/Rudolfs-gasse entsteht ein neues großes Schulgebäude. Interessant ist die Einstellung der Neusiedler mit „eigenem Haus“: Hoffentlich kommen die Amerikaner nicht. Verschwindet der Sozialismus – verschwinden auch unsere Häuser!

In den Ascher Schulen und Kinderheimen werden neuerdings die Zöglinge noch mehr als früher für das Denunziantentum gedrillt. Immer wieder erhalten die Kinder Anweisungen, den Kontrollorganen besonders auffallend fragende Fremde zu melden.

Die im Sommer 1965 ausgehobenen Fundamente unterhalb des Unterkunfts-hauses am Hainberg bergen jetzt zwei



WER KENNT DIESES ANWESEN?

Das Bild befindet sich unter den Tausenden von Aufnahmen, die das Ascher Archiv in Erkersreuth bereits birgt. Aber von den jungen Männern im Vorstand des Heimatverbandes wußte keiner zu sagen, wo das typische alte Ascher Wohnhaus stand. Und auch die alten Knaben im Vorstand erwiesen sich überfragt. Sie rätselten zwar nach allen Seiten, wobei sie festzustellen suchten, um welchen Neubau es sich hinter dem Holzhaus gehandelt haben könnte, aber sie kamen zu keinem einheitlichen Ergebnis. Wer kann da nun verbindliche Aussage machen? Unter den Aschern, die heute fünfundsechzig und älter sind, werden sich bestimmt die Wissensträger finden, die hier aufklären können.

Hochbehälter für die Wasserversorgung Asch. Das Trinkwasser wird von Niederreuth zum Hainberg gepumpt. Die Anlagen Wasserleitung/Leupoldsrudh und Lerchenpöhl reichen nicht mehr aus, obwohl sich die Einwohnerzahl seit 1945 um zwei Drittel senkte.

Kürzlich gliederte man die bislang selbständige Gemeinde Nassengrub der Stadt Asch an. Auch bei den übrigen Dörfern gab es Verwaltungsneuordnungen. Einzelheiten waren nicht zu erfahren. Im Ascher „Stadtrat“ sitzt noch ein Deutscher.

Rudolf Zapf, Ascher Spitzenfunktionär, bewohnt eine Villa in der Robert-Koch-Straße (gegenüber Haus Dr. H. Hofmann). Im Frühjahr 1966 bereiste er mit seinem Schwiegervater Pokorny die Bundesrepublik. Neuerdings fährt Zapf ein westdeutsches Auto. Zapf ist der Initiator der FAM (Festival der Ascher Jugend), das alljährlich im Park des Hainberggipfels stattfindet.

Im Dezember 1966 kosteten in Asch:

1 kg Fleisch	30 bis	42,- Kronen
250 gr. Butter		10,- Kronen
1 P. Herrenschuhe	160 bis	180,- Kronen
1 P. Damenschuhe		140,- Kronen
1 Tfl. Schokolade		12,- Kronen
1 Bügelfreies		
Baumwollhemd	150 bis	160,- Kronen
1 Damenstrickjacke	300 bis	400,- Kronen
100 g Bohnenkaffee		9,- Kronen
1 P. Herrensocken		18,- Kronen
1 Herrenanzug	1200 bis	1500,- Kronen
1 Garnitur		
Bettwäsche	1200 bis	1400,- Kronen

(Schluß nächste Seite 1. Spalte unten)

Steinpöhl - Gesicht eines Dorfes

VI.

Rauh war das Klima im Ascher Ländchen, noch rauher in unserem Bergdörfchen. Steinig, sandig war der Boden, karg die Ernte, beschränkt die Wahl des Saatgutes, nur zwei Mahden gabs im Jahr, Heu und Grummet, (Hä und Groumat) und in die Kartoffel- und Haferernte, die letzten im Jahr, schneite es nicht selten. Gartenbau lohnte sich bei dem Klima kaum, der Acker erforderte die ganze Arbeitskraft. Obst gedieh wenig, da und dort krüppelte ein Apfelbaum. An warmen, sonnigen Südwänden krümmte sich hie und da ein Marunkenbaum in die Höhe, seine süßen kleinen Früchte begehrt, besonders wenn sie vom Regen aufgeplatzt waren, von den Buben und Bienen; die feineren Schwestern der Marunke, die Aprikose, Marille, Reineclaude und Pflaume hingen für uns im Märchenland und die Weintraube kannten wir nur aus der Fabel vom Fuchs und den Trauben. Die kleine Vogelkirsche reifte noch, auch vereinzelt Weichseln, in den Hausgärtlein die Johannis- und Stachelbeere. Walderdbeeren kamen nur selten an sonnigen Rainen vor, die Heidelbeeren, auch Schwarzbeeren, sowie die Preiselbeeren wurden eifrig gesammelt und auch an Händler verkauft; die Himbeere war selten, doch erinnere ich mich, daß es im „schwammerreichen“ Pfaffenwald eine Himbeerreuth gab. Im Spätherbst nagten wir Buben die Mehlbeeren vom Möllbeerstrauch, vom Weißdorn, holten Bucheckern unter der großen Buche beim Kannerstoffs-Hof in Elfhausen und „nutschten Zotscherl“ die kleinen, blauschwarzen Früchte der Schlehe, dem Schwarzdorn, eine Pflaumenart, die südwärts zu Wein und Schnaps verarbeitet wird.

Es waren fleißige Menschen, die lieben Steinpöhler; anspruchslos, genügsam und ordentlich die Bauern, die Heimweber, die Fabrikarbeiter, Männer, Frauen, die herangewachsene Jugend, die Mädchen und Jünglinge. Die Frauen, die Mütter, waren daheim, führten die Hauswirtschaft, versorgten das Vieh – Kuh, Ziegen und Kaninchen – arbeiteten am Feld und Rain und erzogen die Kinder. Heim und Schule waren allerorts Mittelpunkte der Erziehung, ohne sie wäre unsere Industrie nicht das geworden, was sie war, mit dem guten Ruf weit über die Grenzen. Das Leben war hart, nichts wurde geschenkt. Die ins „Geschäft gingen“, die „Fabriksleit“ (täglich gingen sie, bei jedem Wetter, Sturm, Regen, Kälte und Schnee, hin und zurück) waren schon oft vom Wege allein müde. Wer nach einer schneereichen Nacht als erster die drei Kilometer spuren mußte, hatte damit schon ein Tagewerk verrichtet; und doch ging für ihn die eigentliche Arbeit erst an. Aber auch die „Efsntrocher“ mußten ihren Mann stellen, es waren fast nur Frauen, die täglich, wenn das Schulhausglöckchen Elfuhr läutete und der „Zuch af Asch gefahrn is“, ihren Leuten das Essen im Tragkorb, auch Buckelkorb genannt, in die Stadt brachten. Die Eisenbahn benützten die Leute äußerst selten. Die Haltestellen Neuberg und Angerlein lagen fast einen Kilometer entfernt, die Anmarschwege von den Stationen Schönbach-

(Schluß von Seite 3)

Die Versorgung der Bevölkerung ist noch immer nicht ausreichend. Sobald die Arbeiter und Arbeiterinnen aus den Fabriken kommen, bilden sich vor den Läden Käufer-schlangen. Allzu oft kann man dabei die Beobachtung machen, daß die Plätze in den Schlangen schon vorher durch die Kinder belegt sind, die dann dort auf ihre Mütter warten.

Asch und Stadt-Asch zu den Arbeitsstätten waren gleichfalls weit. Schließlich kostete die Fahrt auch Geld und das hatte man nicht.

Einer Betriebsschilderung um das Jahr 1890 sei entnommen: Viele der Gehilfen in der Färberei wohnten in Steinpöhl, Wernersreuth, Neuberg usw. und mußten schon um 5 Uhr früh aufstehen, um noch vor 6 Uhr in der Färberei zu sein, ihr einfaches Mittagessen in einem Topfe im blauen Tüchl in der Hand tragend und die Kaffeekanne in der Rocktasche. Wenn im Frühling die Vögel sangen oder im Sommer die Tauperlen auf dem Gras glitzerten, da war es wohl eine Lust, durch Gottes schöne Natur zu wandern. Wenn aber der Ostwind über die „Breite Gemeinde“ piff und Schneewehen den Weg sperrten, kamen die Gehilfen schon müde in die Fabrik. Doch – es wurde ausgehalten und munter und unverdrossen an die Arbeit gegangen.

Man arbeitete 55 bis 60 Stunden wöchentlich, Samstag „nur“ bis fünf Uhr nachmittags. Das Wort Urlaub kannte man nur aus dem Wörterbuch.

Wenn die Männer am Abend nach Hause kamen, wartete eine Menge Arbeit auf sie, im Haus, auf dem Feld, Reparaturen, mancher baute sich ein Häuschen, man war sein eigener Architekt, Baumeister, Maurer, Zimmermann, Dachdecker und das Mörtelweib, in manchen Landstrichen nannte man sie Malterthrese; sie war eine stramme Dirn und trug in einer Butte auf dem Rücken den Malter, den Mörtel zu den Mauern auf das Gerüst. Der Threse gefiel es unter den vielen Männern und mancher junge Maurer legte für einige Sekunden die Kelle beiseite und liebteste schnell die Threse, der Herr Polier sah es nicht, solange es in Grenzen blieb; schließlich brauchte man ja etwas Würze zu der schweren Arbeit.

Wenngleich die Frauen „ins Holz gingen“ und mit dem „Strähreisser“ dürre Äste von den Bäumen rissen, die Streu mit dem „Strähacker“ zerkleinerten und mit einem Strohband bündelten, mußte noch für Holz gesorgt werden. Scheitholz war teuer. So gingen die Männer „Stöckgrobm“. Es war eine schwere, anstrengende Arbeit,

die Natur hat die armstarken Wurzeln, die Anker, zäh gestaltet. Wer sich getraute, die Stöcke mit Schwarzpulver zu „schießen“, hatte es etwas leichter. Die Männer waren nach solcher Arbeit abgekämpft, müde, lustlos, sie waren „läwed“, wie man es nannte. Man sagte, dreimal warm machen die „Stöck“: Beim Graben, beim Zerkleinern und beim Verheizen. Gerne suchten die Männer beim Stöckgraben auch nach einer „Muaskugl“, Mooskugel, besonders in der Moosbruck; sie steckte knapp unter der Erde, war etwa 3 cm groß und von dunkelbrauner Farbe. Was sie war, wie sie entstand, wie sie innen aussah, weiß ich nicht, ich sah sie nur, hatte sie nie in den Händen. Da sie ein Glücksbringer war, gab man sie nie aus der Hand; als Bub sah ich sie immer mißtrauisch an.

Wie überall auf dem Lande, so auch in Steinpöhl, gab es viele gute Musiker und Männer mit erstaunlicher Fingerfertigkeit. An den langen Winterabenden griff mancher zum Schnitzmesser und zauberte niedliche Figuren, Männlein, Weiblein, Tiere u. a. hervor, fertigte Spielzeug, Puppen, Perlamettn und Krippen, meist Gärten genannt. Die Perlamettn, von „Pyramide“ abgeleitet, hatte vier spitzgestellte, geschwungene Beine, zwischen denen eine drei- bis vierstöckige Drehscheibe hing, auf der Szenen aus der biblischen Geschichte dargestellt waren, auf der untersten der Stall zu Betlehem. Der Wärmefortrieb brennender Kerzen setzten durch ein großes Flügelrad an der oberen Spitze die Drehscheibe langsam in Bewegung. Das Verbreitungsgebiet der Perlamettn, der Pyramide, zog sich vom Vogtland bis tief nach Schlesien hinein. Ihr Ursprung ist wohl in den Schaugerüsten der Renaissance und des Barock zu suchen, die dort volkhafte Formen angenommen haben. Es gab natürlich auch einfach gestaltete Perlamettn, sie hingen wegen Platzmangel, wie die kleinen Christbäume, an einem langen Draht an der Decke der engen Stube. Der Weihnachtsgarten stand, mit Tannenzweigen umrahmt, meistens in einer Ecke der Stube. Bei Einbruch der Dunkelheit versammelte sich die Familie vor der beleuchteten Krippe. Die Krippe zeigte das bekannte Stallmotiv, im Vordergrund die Weisen aus dem Morgenlande u. Hirten, im Hintergrund morgenländische Landschafts-

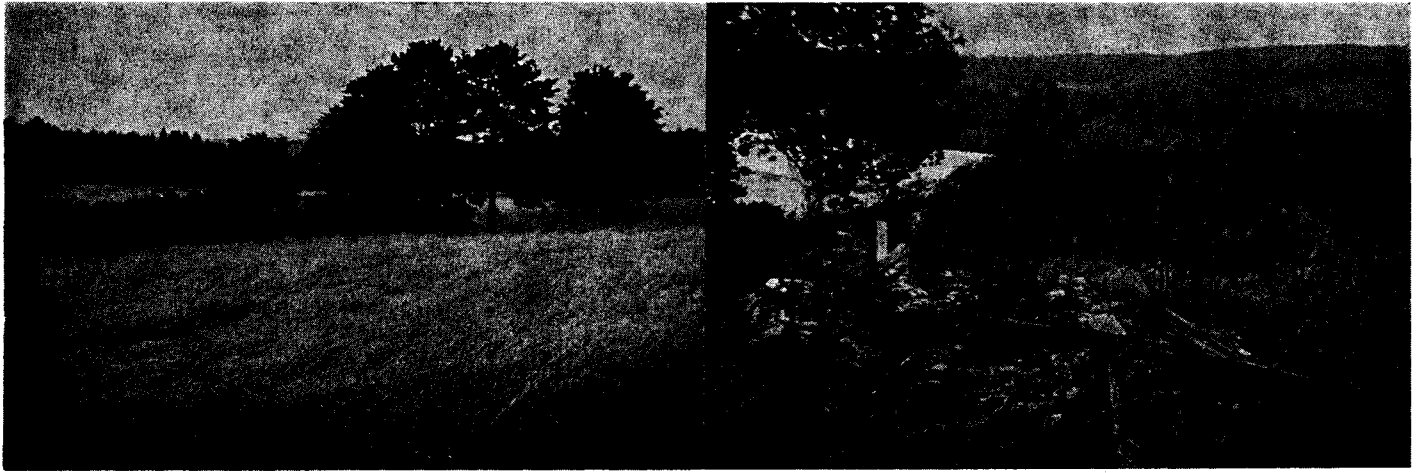


A B C D E F
Ausmarsch zum Turnfest

A Umspannstelle – B Neue Schule 1905, Nr. 278 – C Otto Wagner, Jonas Wagner, Nr. 327 – D Erwin Müller, Johann Mül-

Aufgenommen 1935

ler, Hannl, Nr. 274 – E Rudolf Voit, Kleiner Reiter, Ehrl, Nr. 290 – F Adam Lederer, Rödel, Nr. 284.



szenerien, zum Aufbau dienten Holz, Korkrinde, Baumrinde, Moos, Flechten und Steinchen.

Vor Winterseinbruch dichtete man die Doppelfenster mit schönen Moospolstern ab, in die man kleine Holzfiguren steckte.

An politischen Fragen nahm man wenig Anteil, wenngleich dann und wann die Wogen hochgingen, im Parlament, Schönerer, K. H. Wolf, Iro, Badeni und die Ascher Demonstrationen. Die Alten sprachen noch von der blutigen Schlacht bei Königgrätz 1866, dem traurigen Bruderkrieg. Man verstand nicht die hohe Verehrung des „großen“ Korsen, der Europa in Krieg, Feuer und Not stürzte. Mit der *weiten Welt* gab es wenig Kontakte, es gab wenig Zeitungen, sie wurden im Dörfchen herumgereicht, man las Bücher aus der Schülerbibliothek und des Schulkreuzer-Vereins, verschiedene Jahreskalender, darunter den „Hinkenden Boten“, das Umschlagsblatt ein Kriegsveteran mit dem Stelzbein. Neuigkeiten brachten die Männer mit heim aus der Stadt, aus dem „Geschäft“.

Viel fahrendes Volk kam damals durch die Dörfer, bei uns zogen sie von der Sorg her und weiter nach der Schwarzloh. Nur selten umgekehrt; aber der Herr Schulinspektor kam immer aus der Schwarzloh, plötzlich war er da, stand vor dem Schulhaus und wir Kinder bekamen es mit der Angst. Seine Fragen waren ganz anders gestellt als die unserer Herren Lehrer; man mußte ernstlich nachdenken, um zu ergründen, was er wolle.

Regelmäßig kam der „Zwirnmann“, ein dürrer, großer, weißhaariger Mann mit einer Kastrage auf dem Rücken. Er kam von der sächsischen Seite des Erzgebirges und brachte das Nötige für die Näh-, Strick- und Häkelarbeiten der Frauen. Er war ein freundlicher Erzähler, immer müde und wehrte einer Tasse Kaffee und Brot nicht ab. Die Frauen im Dörfchen hoben ihre kleinen Einkäufe für ihn auf. Einmal aber blieb er aus, der Alte.

Dann kam ein invalider „Bergknappe“ aus dem böhmischen Erzgebirge, auch eine Kastrage auf dem Rücken, darin das Modell eines Bergwerkes. Er zeigte es in der Schule. Es war ein Vertikal-Schnitt, über der Schachteinfahrt der Förderturm, Leitern gingen in Zickzack in die Tiefe des Schachtes und daneben lief der Aufzug. Von mehreren Horizonten gingen die Stollen weg, darin auf Schienen die Hunte von Bergknappen geschoben wurden, an den Stollenenden arbeitete man mit Spitzhacke und Meisel. Durch Drehung einer Kurbel kam Leben in das Modell. Seine Vorführung begann der Invalide mit dem erzgebirger Bergmannspruch:

*Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz.*

Am Förderturm hing ein Glöcklein: Aus Silber, um auf den einstmaligen Reichtum

Nur der Wald rauscht noch

Ein weites Aehrenfeld (links) wogte im letzten Sommer über die Hochfläche, auf der früher einmal das Gasthaus „Zur Elsterquelle“ stand. Nur die Baumgruppe inmitten des Kolchosfeldes deutet noch an, daß dort einst eine menschliche Behausung war. Geht man dann aber näher hin, entdeckt man in dieser Baumgruppe noch einige Mauer- und Balkenreste (rechts). Sie blieben übrig von der gastlichen Stätte, zu der wir wanderten, wenn wir die Wälder der Heimat aufsuchen wollten. Diese Wälder allerdings rauschen weiter.

des Gebirges hinzuweisen. Am Ende der Vorführung ließ es der Mann leise erklingen und mit ernster Miene sagte er: „Und wenn die Glocke läuten tutet, dann ist was passiert.“ Mit einem „Glück auf“ schloß er.

Auch die „Egerländer Musikanten“ ließen sich im Dörfchen sehen. Oft waren es vier, fünf Männer, die da aufspielten, Streicher und Bläser und sie konnten etwas, die frohen Gesellen. Manche Gruppe hatte auch einen Dudelsack mit, einen „Hoanbuack“. Richard Wagner hatte einst ein Erlebnis mit solchen Musikanten, als er auf „Einer Pilgerfahrt zu Beethoven“ war, der in einem böhmischen Badeort weilte. Hier ein kurzer Auszug aus Wagners Tagebuch:

„Ha, welche Wonne! Mein Ziel war erreicht! Wer war seliger als ich! Ich konnte mein Bündel schnüren und zu Beethoven wandern. Gerne hätte ich mich wohl in eine Diligence gesetzt, nicht weil ich die Strapaze des Fußgehens scheute ... kein Liebender konnte seliger sein ... So zog ich in das schöne Böhmen, das Land der Harfenspieler und Straßensänger. Ich traf auf eine Gesellschaft reisender Musikanten; sie bildeten ein kleines Orchester, zusammengesetzt aus einem Baß, zwei Violinen, zwei Hörnern, einer Klarinette und einer Flöte; außerdem gab es eine Harfnerin und zwei Sängerinnen mit schönen Stimmen. Auf einem schönen schattigen Plätzchen an der Landstraße traf ich sie wieder. Ich gesellte mich zu ihnen und sagte, daß ich auch ein wandernder Musiker sei. Ich frug sie, ob sie nicht auch andere Musik als Tanzmusik machten. „Ei wohl“, antworteten sie, „aber nur für uns und nicht vor den vornehmen Leuten.“ Sie packten ihre Musikalien aus – ich erblickte das große Septuor von Beethoven. Der Älteste sagte – „Joseph hat eine böse Hand und kann jetzt nicht die zweite Violine spielen, sonst wollten wir uns gleich eine Freude machen.“ Ich griff sogleich nach der Violine. O, welches Entzücken! hier an einer böhmischen Landstraße, unter freiem Himmel das Beethovensche Sep-

tuor von Tanzmusikanten, mit einer Reinheit, einer Präzision und einem so tiefen Gefühle vorgetragen, wie selten von den meisterhaftesten Virtuosen! – Großer Beethoven, wir brachten dir ein würdiges Opfer! Ich umarmte meine Freunde und wir trennten uns gerührt und schieden.“

Ein nie ausbleibender Händler war der „Glosmoa“, der „billige Franz“, es waren Tschechen oder Slowaken, manchmal noch in der weiten Pluderhose, mit einem flachen, ovalen Korb, den Tragbügel in der Mitte, gefüllt mit Gläsern, Tellern, Tassen, Spiegeln, Kämmen, kleinen Heiligenbildern. Sie trugen den Korb auf dem Kopf, dazwischen ein ringförmiges Polster.

Selten kamen „Bärentreiber“ mit einem Braunbären an der Kette und dem Nasenring; er tanzte mürrisch zur Musik, die die Männer mit Flöte, Tamburin, Tschinellen und auch manchmal mit dem Zigeunerbaß machten. Kleine Affen mit blauem Gesäß hockten den Männern auf den Schultern. Es waren Fremdlinge, vielleicht Italiener.

Den Zigeunerbaß führte auch sonst herumziehendes Volk mit sich. In Steinpöhl gab es zwei solcher Zigeunerbässe. Der Zigeunerbaß bestand aus einer etwa zwei Meter langen Stange, im unteren Drittel war eine aufgeblasene Rinder- oder Schweineblase, darüber einige Darmseiten gespannt und am oberen Ende waren mehrere kleine Glocken angebracht, vielleicht auch klingende Scheiben. Der Zigeunerbaß würde im Takt auf den Fußboden gestoßen und die Seiten mit einem kurzen Bogen zum Tönen gebracht. Also nur Geräusch.

Schon zeitig im Frühjahr kam ein Mann, der hatte eine große Trommel auf dem Rücken, darauf ein Paar Tschinellen, die obere federnd gestellt; ein dünnes Seil führte von dieser Tschinelle durch die Trommel zum Absatz eines Schuhs. Mit dem Bein betätigte er die obere Tschinelle. Der Trommelschlegel war am rechten Unterarm angeschnallt, eine Klarinette rundete das Orchester.

Der „Leierkastenmann“ fehlte nie. Meist waren es Kriegsinvalide, nicht selten mit einem Stelzbein, einem Holzbein, einer Kriegserinnerungs-Medaille, einer Soldatenkappe mit der FJI Kokarde, diese und der Leierkastenbetrieb bedurften behördlicher Genehmigung. Auch die „Zigeuner“ fehlten nie. Sie kamen auf lumpigen Wägelchen am Sorgen Weg daher, kleine Steppepferde zogen unverdrossen, man nannte sie anderenorts auch Konikl; sie waren von erstaunlicher Kraft, ausdauernd, genügsam und arbeitsfreudig. Nicht so ihre Herren. Sie waren stolze, freiheitsliebende Menschen, schöne Frauen mit interessanten Ohrgehängen, Halsketten und Armbändern. Sie lebten von Wahrsagen, Bettel und Diebstahl. Der Ortsvorsteher, der alte

Kanners, war strenge mit ihnen, nur 24 Stunden durften sie bleiben. Auf meinen einsamen Wanderungen dachte ich oft an die Zigeuner, wie schön sie es eigentlich hätten, mich drückte die Enge der Fabrikräume.

Bescheiden zogen die „Töpfastricker“, die Rastbinder, die Drahtbinder durch die Dörferchen. Es gab zerbrochenes Tongeschirr wieder verwendungsfähig zu machen. Mit erstaunlicher Fertigkeit überspannten sie es mit einem weitmaschigen Drahtnetz und dichteten die Fugen. Sie führten auch Mausefallen mit. Mancher Bursche lötete und netierte auch Töpfe, führte etwas Weißblech und sogar kleine Glastafeln mit für Fenster. (Wird fortgesetzt)

Leopold Müller:

Ascher Familiennamen

Schluß

Gebrauchte Abkürzungen:

ad. = althochdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch, nd. = niederdeutsch, Hn. = Herkunftsname (On. = Ortsname, Ön. = Örtlichkeitsname, Fn. = Flurname), Bn. = Berufsname, Vn. = Vorname, Tn. = Taufname, Un. = Übername, Kf. = Kurz- bzw. Koseform, Lf. = Lallform (Kindersprache).

Wessely: aus tschech. vesely = fröhlich, heiter, lustig

Wettengel: Hn. zum Teil aus einem mit Watten, Wetteten oder mit Widen, Wieden zusammengesetzten On. bzw. Ön., zum andern mit der Silbe gel aus gall = hall, salz, wie St. Gallen, Hall u. a.

Wiedermann: Bn. wie Widmann, Wiedemann = Bauer, der geistliches Gut (widen) bewirtschaftet

Wiener: Hn. vom On. Wien

Wiese: Hn. von einem On. bzw. Ön. Wiese

Wießner, Wiesner: Hn. wie bei Wiese

Wild: Un. des heftigen, leidenschaftlichen, leicht in Zorn ausbrechenden Menschen; aber auch ein aus der Fremde Zugezogener

Wildhirt: schwer zu deutender Bn., wie z. B. Wildförster

Wildner: Bn. = Jäger, auch Wildbrethändler; oder Hn. von einem On. wie Wildenau

Wilfer, Wilfert, Wilfart: aus dem Vn. Wilbrecht

Wilfling: Hn. aus On. wie Wilflingen, Wülflingen (Württbg., Baden)

Wilhelm: aus dynast. Gründen sehr beliebter Vn.

Willisch: ostdeutscher Hn. aus einer Menge von On., die mit vely, tschech. velký = groß zusammengesetzt sind

Winkler, Winckler: Hn. von einem häufigen On. bzw. Fn., also: Siedler im Winkel, einem abgelegenen Ort, auch Kleinkrämer

Winter: Un. aus dem Zeitnamen (wie Sommer); oder aus dem alten Vn. Winitherus.

Winterling: Hn. vom On. Winterlingen (Württemberg)

Winterstein: Hn. vom On. Winterstein (Thüringen)

Wirl: Hn. von dem On. Werl (Westfalen); oder Kf. aus dem Vn. Wernher

Wirnitzer: Hn. v. On. Wörnitz (Württbg.) – vgl. auch den Flußnamen Wörnitz (Mittelfranken)

Wissend: Hn. vom On. Wiesent bei Regensburg

Wohlrab: niederdeutsche Form von Wallraff zu den Vn. Walravanus, Walraban

Woldert: niederdeutsche Form Wolter = Walter; oder Hn. vom On. Woldert (im Westerwald)

Wolf: Kf. eines mit Wolf- anlautenden Vn., besonders Wolfgang; oder Un. = wilder Mensch

Wolfram, Wolfrum: aus dem Vn. Wolfhram

Wollner: Bn. wie Wollenschläger = Facharbeiter, der die Wolle durch Schlagen reinigt, lockert und spinnreif macht, auch Wollenweber

Wölfel: Kf. zu Wolf – siehe diesen Namen

Wunderlich: sehr verbreiteter Un. Ursprünglich für reizbaren, launischen Menschen gebraucht

Wunschel, Wunsch: Hn. aus dem On. Wunsch, Wunscha, Niederwünsch; oder zusammengesetzten aus Windisch

Wurlitzer: Hn. vom On. Wurlitz (Oberfranken)

Wurzbacher: Hn. vom On. Wurzbach

Würl: wie Wöhr, Wirl u. a. aus dem Vn. Werner – siehe Wirl!

BUCHSTABE Z

Zahn: alter verbreiteter Un. nach einem auffallenden Zahn

Zapf: Berufsname des Schankwirts, der den Zapfen = die Schankberechtigung hat

Zatschker: wie Satzger schwäb. sehr häufige Kümmerform von mhd. satzung = eines, der auf Pfänder leiht

Zaubauer: Bn. dessen, der Zäune macht

Zäh: Un. eines, der ausdauernd, nicht nachgebend ist

Zähl: Un. zu mhd. zerzer = eines, der viel Aufwand macht; oder wie Zörlein Un. zu mhd. zorne = leicht aufgebracht

Zedlitz: Hn. von einem On., wie Altzedlitz bei Karlsbad

Zehrer: Un. = der viel Aufwand macht – siehe bei Zähl!

Zeidler, Zeitler: Bn. des Bienenzüchters, der zur Bienenzucht im Walde berechtigt ist

Zenker: wie Zänker Un. zu mhd. zanken, zenken = zum Streit reizen

Zettmeißl: Schreiber-Un. zu mhd. zedel = schriftl. Ausfertigung; oder zu Zettel

Zettler: Weber-Un. aus mhd. zetteln = das Garn auf dem Webstuhl zurichten, dazu: meiß, maiß = Ön. für Holzschlag, Holzabtrieb

Ziegler: Bn. des Ziegelbrenners

Zierold: aus mhd. zier = schmuck, schön entstanden, kein alter deutscher Vn.

Zimmermann: Bn. des ältesten Holzhandwerkers

Zimmert: aus dem Vn. Sintberaht

Zindel: Bn. des Händlers mit mhd. zindel = einem seit dem 12. Jahrh. eingeführten und beliebten leichten Seidenstoff (Taffet)

Zinner: Bn. des Zinngießers

Zippel: aus dem Vn. Sigibald

Zipperer: Hn. vom Fn. Zippe, Zipfel = einem langgestreckten Flurstück, das sich zwischen andere Flurteile hineinschiebt

Zischka: altschlech. Kf. des Vn. Sigmund – vgl. den tschech. Ritter und Hussitenführer Jan Žižka 1370–1424

Zöfel: Hn. vom Fn. mhd. zoph = Ende, Zipfel

Zrener: Bn. zu mhd. zerrennen = zerrinnen machen, also: Eisenschmelzer auch als Un. = Verschwender

Zscherp: wie Scherf, Scherph, Scharp Un. = strengen, rauhen Gemütes

Zuber: Hn. aus alemann. Zube = laufender Brunnen; oder Bn. des Zuberachers, eines Holzgefäßes

Zwerenz: wahrscheinlich aus einem Tn. wie Severus, Servatius, Severinus, Serventius

Ende

GESUNDHEIT in Ihrer Hand durch ALPE-Brandwein, dem seit 1913 millionenfach bewährten ORIGINAL-Erzeugnis der ehem. ALPA-Werke, BRUNN, in der eindrucksvollen hell-dunkel-blauen AUFMACHUNG und mit gelbem Stern überm „A“. Tägliche Einreibungen mit ALPE, dem zeitgemäßen Hausmittel, machen den Körper widerstandsfähig und geben ein Gefühl köstlicher Frische! ALPE vermittelt Schutz und Wohlbefinden, entweder als muskeltärkende, nervenbelebende EINREIBUNG oder tropfenweise auf Zucker. Beginnen Sie den Tag mit ALPE; ALPE – Ihre Gesundheit! Gratisproben erhalten Sie gern von der Fa. ALPE-CHEMA 849 CHAM/Boy., PF 105.

Richard Rogler:

Flurnamen-Nachträge

Bürgerschuldirektor Richard Rogler hat zu seinen in unserem Verlage herausgekommenen „Orts- und Flurnamen des Ascher Bezirkes“, die in Fachkreisen, aber auch beim interessierten Laien bestens ankamen (das Buch ist seit langem vergriffen) einige Nachträge geschrieben. Dabei berücksichtigte er die Besprechungen seines Buches durch Prof. Eichler von der Universität Leipzig (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Band 24/1961, Heft 2) und durch Prof. Schwarz, Universität Erlangen (Jahrbuch des Collegium Carolinum, 1962 Band 3, S. 531–534.)

Die den Flurnamensdeutungen vorangestellten Ziffern verweisen auf die entsprechenden Seitenziffern im Flurnamenbuch.

47, 398: Die *Prex*, *Brex*, *Prix*, altes Herrschaftsland an der Grenze, einst Heide- und Schaftrift, wird von manchen Philologen hartnäckig als slawischer Ortsname verfochten, obwohl es im Ascher Bezirk in den früheren Jahrhunderten überhaupt keine Slawen (Tschechen) gegeben hat, wie die alten Untertanenverzeichnisse der Zedtwitzschen Herrschaft ausweisen. Die Behauptung von Prof. Dr. E. Schwarz in der Buchbesprechung S. 533: „Im Ascher Ländchen hat es nur wenige Slawen gegeben“, bedarf der Richtigstellung. Nach der Volkszählung am 31. 12. 1890 lebten damals im Ascher Bezirke 31 582 einheimische Menschen mit deutscher Umgangssprache, 10 mit tschechischer (Finanzer?), und dazu 2672 Ausländer, wohl lauter Reichsdeutsche. (Siehe Tittmann: Heimatskunde, Asch 1893, S. 22). – *Prex* ist der Ort in der Heide, wo gebracht, gebrast wurde, mit der *Prexen*, einem säbelartigen Haumesser; denn es mußte das zuwachsende Unterholz herausgeschlagen werden. *Prex* ist also ein Aushieb im Heidewald oder *Brach-Es*, d. i. *Brachweide*. Dr. Bahlow, Die ältesten Fluß- und Ortsnamen (Hamburg – Selbstverlag) bringt auf S. 53 eine *Brachisa* (der heutige *Brexbach* bei Sayn). Dort hat sicher kein Slawe Bäche und Orte getauft, wie es heute in Böhmen geschieht. Wenn Prof. Dr. E. Schwarz der Ansicht ist, im Ascher Bezirk dürfte die Zahl der slawischen Flurnamen „kaum ein halbes Dutzend erreichen“, so kann ich nach meiner guten Ortskenntnis nur behaupten: Es gibt keine slawischen Orts- und Flurnamen im Ascher Bezirk.

133: In *Kloot*, (wohl die Mundart-Form), nasse, schmierige Gegend am Waldsaum bei der Abdeckerei in Hirschfeld, paßt zu niederdeutsch Die *Kladde* = der Schmutz, auch *Nässe*. – Der *Klater*, mundartlich *Schmutz*, *Unrat* (Der Sprach-Brockhaus, Wiesbaden). – Die *Klattern*, mundartlich *Kladan* = Durchfall (Schmeller, Bayer. Wttbg. II / 364). „*Kloot*“ gehört nicht zu slawisch-tschechischem *klada*, *Balken*, *Stock*, wie Prof. Dr. E. Schwarz meint (a.a.O., S. 533).

87: *Regnitz*. Dieser einst sehr fisch- und krebserreiche Bach trägt seinen Namen erst außerhalb des Ascher Bezirkes von der Dreiländerecke an, wo sich der *Zinnbach* (Ziegenbach) mit dem *Wolfsbach* vereinigt. Die neueste und endgültige Deutung des Namens *Regnitz* brachte Prof. Dr. E. Schwarz in dem Werk „Sprache und Siedlung in Nordostbayern“, Verlag Hans Carl, Nürnberg 1960. Sie lautet: slawisch *Rakovnica* d. i. *Krebsbach*. Dieser Deutung kann man voll und ganz zustimmen; denn schon der *Ziegenbach* ist ein *Krebsbach*, wohl auch heute noch.

164, 387: *Der Rubisch* bei Krugsreuth gilt bei Prof. Dr. Ernst Eichler, Leipzig, als slawischer Flurname wie die falsch beurteilte *Prex*. Dieser rätselhafte Name spiegelt sich aber im schweizerischen *Rubi*, *Rübb* = *Steingeröll* wieder, ebenso im

schwäbischen „rubes und stubes“, d. h. mit Stumpf und Stiel, eigentlich „mit Stein und Stumpf“, denn das alles mußte von den Aniedlern im Urwald zuerst weggeräumt werden. Der viele Schutt am Rubisch, in der Hain, am Elm, in der Leiten wie auch auf dem Hungersberg beweist ja heute noch die treffende Namensgebung durch unsere Vorfahren. — An der Sinn nördlich von Gemünden gibt es einen Rupboden, bei Suhl in Thüringen einen Ruppberg, beim Rehberg im SSW von Pilsen ein Ruppau. Hier saßen ja einst an der Angel die Althüringer um 500 n. Chr., wie im Thüringerwald und in der Oberpfalz, und ihre nach Britannien ausgewanderten Volksgenossen nahmen solches Sprachgut 449 n. Chr. mit nach England; engl. rubish = Schutt. Außer in Thüringen treten auch in Oberdeutschland Flurnamen und Ortsnamen mit dem Wortstamm rubauf: Das Rubihorn bei Oberstdorf mit großen Schutthalden, Rubistal bei Emmingen ab Egg, der Rubis- oder Rubischberg nahe der Schweizer Grenze. Im Schweizer Idiotikon, Band VI/1198 wird u. a. erwähnt: ruppig = rau, uneben (von steinigem Boden). Im Egerland kennt man ein Rupert: 1626 fünf Teiche hinter Lohma im Rupert und Steinbruch gelegen (Gretl Fischer, Flurnamen, S. 205). Weiteres in meinem Beitrag „Das Ascher Orts- und Flurnamenbuch in einer Beurteilung aus der D.D.R.“ (Ascher Rundbrief 1962, F. 14). — Der zweite Teil des Namens Rubisch, die Silbe -isch, entpuppt sich als „iß (Eß)“, ein tirolisches Alpenwort für Fressen, Weide (J. Schnetz, Flurnamenkunde, S. 66). Rubisch, aus Rub-is, -es, wäre also Schutt-Eß, Schuttweide, da man solche steinige Gegenden wie den Rubisch nur als Hutweide oder Schaftrift verwenden konnte. Die Trift des Krugsreuther Schäfers ging über diese Anhöhe, und das dort angelegte „Rubisch-Aeckerlein“ weist jetzt noch eine Menge Steine auf. Es erübrigt sich, zur Deutung des Namens auf vogtländische Verhältnisse überzugreifen, wie es Studienrat Dr. Adolf Gütter im Ascher Rundbrief 1966, S. 117, unternommen hat: „Slawischer Flurname bei Asch?“. Er lehnt mit Recht die Deutung aus slawisch rubišče ab und deutet Rubisch = Rodebusch.

97: *Hundsbach*, Ortsteil von Grün, früher Einsicht, wo für die Herrschaft die Jagdhunde gehalten und bereitgestellt werden mußten, wenn die Herren von Zedtwitz im Grüner Grenzgebiet pirschen wollten, wie mir Oberst Franz Josef v. Zedtwitz auf Schloß Krugsreuth mitteilte. In ähnlichem Sinne berichtet Sturmfels-Bischof, Unsere Ortsnamen S. 117, über Hundsfeld in Schlesien. Dr. Wilhelm Müller mißt dem alten Namen Hundsbach allerdings eine viel größere Bedeutung zu (Dr. W. Müller, Alte Paßlagen im Fichtelgebirge; Oberfränk. Archiv 1961, Band 41). In dem sehr interessanten Beitrag wird auf den Hunden verwiesen, den Centenarius, Unterrichter. Im Ascher Ländchen lebte er im Volksgedächtnis weiter: „Sur a Hundich!“

215: *Fliegenkehlwald* ist gemäß der Berichtigung zu Flohberg (bei Lindau) nicht zu Fluh, Flüh (Alemannisch) zu setzen, sondern wahrscheinlich wörtlich zu nehmen als Fliegen-Kehl, d. i. Fliegen-Enge, -schlucht. In vergangenen Zeiten war dort vor dem Austritt des Forellenbaches ins Freie eine bekannte Suhle für die Wildschweine, worüber alte Geschichten im Umlauf sind. So wurde einst ein Liebensteiner Förster auf dem etwa tischhohen Steinblock neben der Suhle von wütenden Wildschweinen umzingelt; er konnte sich ihrer kaum mehr erwehren und mußte auf diesem Stein eine schlimme Nacht verbringen. Wo sich täglich die Wildschweine wälzten, gab es natürlich auch viele Flie-

gen, zumal es dort in der Talenge windstill war.

131: Die *Geiritz*, mda. In Geiaratz, liegt südlich von Halbgebäu, zumeist schon auf Liebensteiner Gebiet. Es ist ziemlich ödes Wiesenland mit eingestreuten Ackerlein, einem Teich und morastigen Stellen, dazu etwas bebaut, also heideartig, ein Fleckchen Erde, wie es die Möwen lieben; das sind nämlich die sog. Geier, die hier den Namen Geiaratz, d. i. Geier-ritsch aufkommen ließen, nicht die Kiebitze. Wahrscheinlich ist Dr. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, mit dem von ihm erwähnten Giritzenmoos im Irrtum, wenn er den Namen auf Giritz = Kiebitz bezieht. J. A. Schmeller, Bayer. Wtb., hingegen ist auf dem richtigen Wege bezüglich der rätselhaften „Geier“. Er schreibt: „In der Oberpfalz eine Art Wasserschwalbe, Fischmöwe, vermutlich von ihrem Geschrei gai, gai also genannt. Diese Geier haben in der oberen Pfalz einige und zwar nur gewisse Teiche oder Weiher, wo sie jedes Jahr sich einfinden, um in den Binsenstöcken (Schoppen) derselben ihre Jungen auszubrüten. — Ehe die Jungen noch flügge sind, werden sie als eine in der Gegend beliebte Fastenspeise ein Gegenstand der Jagd. Diese Belustigung heißt der *Geyersschlag*.“ Diese Möwen kommen seit etlichen Jahren wieder am Wunsiedler Weiher bei Selb vor und finden sich auch noch jährlich bei einigen Weihern der Oberpfalz ein. Sie brüten in Binsengretsch, Binsenschöppeln. Ritsch, Geieritsch, geht wohl auf die Rutschenbinse, die Knopfbirse, zurück (s. Dr. Th. Heinsius, Wtb. III/43). Das Ritschgras ist die Segge (Schmeller, Bayer. Wtb.). Geieritsch = Geier-, Möwenritsch, Möwenbinsicht.

231: *Der Gürtlersgraben* im „Aulatzgrund“ nahe der Gemeindegrenze Asch-Niederreuth hat seinen Namen von dem Gürtler Martin Ruß in Asch, welcher dort ein beträchtliches Stück Wald und auch etwas Feld besaß (Mitteilung von Ernst Bloß im Ascher Rundbrief). 1786 sind in einem Verzeichnis der Asch Zünfte auch Gürtler nachgewiesen, allerdings als „un-eingezünftete Professionen“.

172: *Der Karrenrang* (Karnrang) bei Lindau am Powiesenbach (Weiherbach) ist vielleicht wörtlich zu nehmen, als Rang bei den dortigen Steinbrüchen, wo gekarrt wurde.

75: *Der Karlssteig* in Friedersreuth ist ein verschwiegenes Steiglein von Friedersreuth über das sog. Obere Menschenbein zur Neustallung und durch die Moosbruck nach Schloß Sorg bei Elfhausen. Auf diesem Steiglein schlich sich manchmal der von den kaiserlichen Dragonern Maria Theresias schwer verfolgte Sorger Herr Karl Anton Philipp von Zedtwitz von seinem Asyl im Bayreuthischen nach der Sorg, wo man ständig nach ihm forschte; denn er war der schärfste Verfechter der Reichsunmittelbarkeit des „Zedtwitzschen Ascher Gerichts“ und wollte nicht Land-sasse der Krone Böhmens werden. Durch die strafweisen Militäreinquartierungen waren die Herren v. Zedtwitz gänzlich verarmt, so daß die Letzten von ihnen endlich am 17. November 1774 die Landeshoheit der Krone Böhmens anerkennen mußten und dann der kaiserlichen Gnade teilhaftig wurden, mit Ausschluß des „in seiner Widerspenstigkeit beharrenden Agnatus Karl Anton Philipp v. Zedtwitz“ (s. Dir. Karl Alberti, Beiträge zur Geschichte der Stadt Asch, Band III/64).

382: *Megtennach* = by dem Echt-Tennach. Bei Talheim, östlich Schwäbisch-Hall, fließt der *Echtbach* in den Alzbach; er gehörte früher zweifellos zum Burgbesitz Neuberg östlich von Talheim. Das einst beträchtliche Herrengut ist zerstückelt, nur der kleine Weiler Hilperts

zeugt noch davon. So ist auch den Wernersreuthern nicht einmal mehr ihr urkundlich bezugetes „Salhaus“ bekannt, zu dem einst die drei Wernersreuther Fronhöfe gehörten, dazu auch das *Tannich* im Ursprungsgebiet der Elster. Dieser Wald war einer der letzten Ausschnitte aus dem alten Reichsforst, höchstwahrscheinlich eine Schenkung oder ein Lehen von König Rudolf v. Habsburg an den Erzbischof Werner von Mainz, dem der König hauptsächlich die Wahl zum Oberhaupt der deutschen Fürsten zu verdanken hatte.

354: Die *Krimloh*, 1290 pratum (Wiese) krimloer, zuletzt Sorger Lohe geheiß, ist keine tiefe Schlucht, sondern nur ein Taleinschnitt von etwa doppelter Stubenhöhe. Der Name bezieht sich wohl auf mhd. Krinne = Einschnitt, Kerbe, Rinne (Dr. M. Lexer, Mhd. Wtb.). Es ist eine Krinn(e)-lohe; vergl. urk. Lienberg, Linberg — Limberg (15. Jh.); ferner Hainberg, mda. Haimberch.

193: *Wedel*, auf der „Landcharte“ von Joannes Bauer 1716 südlich von Wernersreuth verzeichnet, ist vielleicht der Wald bei Lumperhau, zuletzt Föhrenwald, 1716 vermutlich Gutswald zu einem der Wernersreuther Fronhöfe; er war damals wahrscheinlich kurz vorher abgeholt worden und wieder wild angefliegen, so daß viele Wedel zu sehen waren, buschige Wipfel junger Bäumchen. J. A. Schmeller, Bayerisches Wtb., Band IV/22, bringt: „Ich blicket in den garten Edel, durch die heken, gestrauß und wedel“ (Hans Sachs). „Reiser von Nadelholz oder sog. Wedel zum Zudecken auf die Krautpflanzen.“ Den Namen Wedel konnte ich nicht mehr ermitteln.

295: *Meierhof*, Roßbach. Dr. Herbert Hofmann berichtet in seinem umfangreichen Werk „Roßbachs Entwicklung als Bauernort“, (S. 129), zu Hof Nr. 181 (110): „An dieser Stelle beim Meierhofteichlein war einst der große Grüner Hof, dem 1771 die Nr. 110 erteilt wurde. Er ist noch vor 1790 auf den Galgenbergsattel verlegt worden, wobei die Nr. 110 des ursprünglichen Hofes auf das neue Galgendorf-Anwesen übertragen wurde. Das Gehöft beim Meierhofteichlein ... erhielt für seine an den neuen Galgendorf-Hof abgegebene alte Nr. 110 die an der Reihe befindliche viel höhere und daher hinsichtlich der Entstehungszeit des Hauses irreführende Nr. 181.“ Als Ur-Meierhof hat Dr. Hofmann den auf der östlichen Seite der Friedersreuther Straße liegenden Hof Nr. 97 ermittelt.

91: *Ziegenrück*, in Gottmannsgrün an der Roßbacher Gemeindegrenze gelegen, ist 1716 noch Zedtwitzsche Waldflur gewesen unter dem Namen „Zigenrück-Foer(ren), Fi(chten)“. Als erster An siedler tritt dort am Ziegenbache (Zinnbach) Nikol Rausch auf, Zimmergesell und Müller „im Ziegenrück“, also bei einem Ziegengehege, wodurch der anliegende Wald gegen Ziegenfraß geschützt wurde. Mhd. ric (der Rick) = Gehege, wie das Bassrick am Waldsaum bei Lindau; mhd. ricken = einfriedigen. Der neue Müller am Zinnbach konnte sich zuerst nur Ziegen halten, nicht gleich Kühe; daher der Name „Ziegenmühle“, an dem „Ziegenrick“. Das nasal gesprochene „Ziegn-“ wurde von Orstfremden als „Zien“ d. i. Zinn gehört und verstanden. Daher führt Watterich v. Watterichsburg, Handwörterbuch der Landeskunde des Kgr. Böhmen 1845, den Ortsteil „Zienrück“ an. Ob dort einst nach Zinnerz gegraben wurde wie bei Wernersreuth am Zinnberg und am Zinnberg bei Friedersreuth, ist bis heute nicht ermittelt. Ein Zinnrücken dürfte die Anhöhe von Ziegenrück kaum gewesen sein; denn das Wort Rücken oder Ruck kommt im Ascher Ländchen gar nicht vor, nur „Buugl“ (Bukkel), daher der mehrmals auftretende Na-

me „Buckelacker“. In der Nähe der Ziegenmühle wurde aber zweifellos Zinn gewonnen, darauf verweisen die Sandhügel bei der nahen Sandmühle, die von den alten Zinnseifen herrühren. Der Name „Zie(n)-booch“ wurde von ortsfremden Kartographen und Amtsschreibern zu *Ziegenbach* verdreht. Ungeklärt bleibt noch der seltsame Name Ziegenfurt (Furt bei der Zige, Zihe = Föhre!).

Rudolf Pellar:

Menschenbein und Buschkatharina

Die Buschkatharina liegt südlich des Bahnleiches und ist nicht etwa eine Badenixe, sondern ein ansehnliches und eigenartiges Stück Land zwischen den Dreieckspunkten Bahnleich, Neunteich und Friedersreuth mit ausgesprochenem Rauhlandcharakter. Unter Buschkattern (richtiger wäre freilich Buschgatter) war diese Winterhaltung herrschaftlicher Schafherden ganz allgemein bekannt, nur lediglich umstritten, da Heimatkundler in ihr ein Wildgatter erkannt haben wollen. Wieso aber in den sonst sehr ordentlich geführten Zedtwitzschen Urbarien statt Buschgatter *Buschkatharina* eingetragen wurde, ist rätselhaft. Hatte der Schreiberling Humor am falschen Platz? War für ihn der Begriff Gatter kein Begriff?

In der Nähe eines Sees gelegen, der durch Dammbefestigungen später zum Bahnleich wurde, war dieses Gebiet zur Zeit der Erstbesiedlung ein ausgedehnter Auwald, so ganz vorherbestimmt zur Überwinterung herrschaftlicher Schafherden. So wurde die Buschkatharina geradezu ein stationäres Zentralgatter, von hier führten die Triften nach Osten in den Kessel, nach Westen in das Zinnbachtal und nach Nordwesten in das Tal des Ziegenbaches (Regnitz). Tausende von Schafen fanden im Laufe der ersten Siedlungszeit hier einigermassen Schutz vor Unbilden der strengen Winter und bei der Genügsamkeit der damaligen Schafrasse ausreichende Nahrung. Nur wenn die Schneedecke nach einem vorübergehenden Tauwetter von einer Eisdecke überzogen war, trat eine bedrohliche Lage für die gesamte Herde ein. Der Weidgang mußte dann eingestellt werden, die Schafe wülden sich an den scharfen Eiskanten und spitzen Splittern ihre Klauen erheblich verletzen. Jetzt kam der Wald zur Herde, d. h. die Fütterung mit sogenannten Schelterbüschen (Strauchwerk) setzte ein, die hier aber verhältnismäßig bald durch eine Nachfütterung mit Heu und Stroh ergänzt wurde. Mit der Aufstellung von Futterraufen taucht nun neben Gatter auch die Bezeichnung „Stallung“ auf. Wir unterscheiden die Altstallung in dem Gatter selbst von der Neustallung, die später bergwärts davon angelegt wurde.

Bekanntlich wird durch den Schafverbiß der Wald schnell zerstört und der Boden bringt dann, wenn der Nachwuchs durch Äsung immerwieder kurz gehalten wird, nur eine armselige Heide Landschaft mit Zwergformen unserer Gehölze hervor: das rauhe Land. (A. R. 8/65.) Welche Mühe es kostete, dieses rauhe Land wieder zu kultivieren, werden wohl die Siedler der Ortsteile Neubau und Neustallung bestätigen können. Der Flurname Neustallung besagt, daß die alte Stallung aufgegeben werden mußte, nachdem die letzten schützenden Bäume durch Schafverbiß vernichtet waren. Mit der Jagd – wie bisher angenommen wurde – hatte das Buschgatter und die Neustallung nichts zu tun.

Wie kommt aber der „Schulmeister“ (Hofmann) in den Besitz der Neustallung? Sie wird daher auch Hofmannsreuth oder Oberer Neubau genannt. Jedenfalls war der „Schulmeister“ gar kein Schulmeister,

sondern wahrscheinlich der letzte Scheltermeister und nach Auflassung des Gatterbetriebes wurde er mit der Neustallung belehnt. In der Mundart wurde nun der Scheltermeister in Schelmeister abgeschliffen. (So hießen z. B. drei Brüder in Schildern Müllers Loui, Müllers Hannl und der dritte nicht mehr Müllers Wolf, sondern kurz Mühlwolf.) Nun ist Schelmeister von dem mundartlichen Schulmeister (Lehrer) kaum mehr zu unterscheiden. Da die Funktion des Schelmeisters rasch in Vergessenheit geriet, avancierte nun der Schelmeister zu einem Schulmeister. „Avancierte?“ erwiderte mir neulich ein Schulmeister-Hofmann, „sag doch richtiger degradierte!“ Ein anderer tat sehr beleidigt, als ich ihm die Schulmeisterwürde aberkannte. Dafür aber klatschte jubelnd seine liebe Frau in die Hände und meinte: „Da tut er immer groß mit seinem Schulmeister, unterdessen stammt er nur von einem Schafhirten ab!“ Übrigens glättete ein gemütlicher Kaffeetisch gar bald die Wogen des Unmuts. Zum Beweis für die Richtigkeit dieser Deutung führe ich den Analogiefall aus dem Westen des Bezirkes an: der Name Schulkarl ist bestimmt aus dem Schelkerkarl hervorgegangen, der Ahnherr wurde ebenfalls mit dem Schafgatter beim Herrenleich (Mähring) belehnt.

Der Zusammenhang zwischen Tunkprun und Buschkatharina wurde bereits in „Auf zum Tunkprun!“ hergestellt (A. R. 1/65). Daß auf Thonbrunner Gebiet noch ein zweiter Tunkbrunnen (Ringwallinsel), die Fickerts Insel, bestanden hat, läßt auf die starke Besetzung des Buschgatters schließen, so daß sich eben die Notwendigkeit eines zweiten Tränk- und Waschteiches für Schafe ergeben hat. (Übrigens haben sich Lm. Fuchs und Lm. Gofler über „tunken“ so nett auseinandergesetzt, daß gleichzeitig ein wertvoller Einblick in ehemalige bäuerliche Tischgewohnheiten ermöglicht wurde.)

So am Rande sei erwähnt, daß die Buschkatharina ebenfalls ein Eldorado für Beerleute und Schwammerer war. Wir können aber auch die Freude der beiden Fabrikmädchen nachfühlen, wenn ein Herr Fabrikdirektor von der „Maschine“ sie öfter während der Arbeitszeit in die „Pilzsuche“ schickte und aus der überreichen Ernte dann nur einige wenige – noch dazu nur Waldchampignons – für sich herausuchte. Es gab also doch eine alte gute Zeit in unseren Industriebetrieben!

Und nun zum „Menschenbein“! Eine ehemalige Waldflur (R. 76) südlich der Buschkatharina, anschließend an die Neustallung führt diesen „etwas gruselig anmutenden Namen“, ja es gibt sogar ein „Oberes und ein Unteres Menschenbein“. Die Deutung des Namens dahingehend, daß hier ein Roßbacher Förster, da Selbstmörder, verscharrt worden sei, muß ganz und gar abgelehnt werden, denn der Flurname ist viel älter und dann wird wohl kaum eine größere Flur wegen eines einzigen Grabes „Menschenbein“ (soll heißen „Menschengebein“) genannt werden. Vielmehr ist anzunehmen, daß dieser Selbstmörder hier seine Ruhe gefunden hat, weil von eh und je in dieser Flur vorchristliche und außerchristliche Bestattungen vorgenommen wurden. Man möchte geradezu fragen: Wo ist denn das „Tierbein“? Oder anders gesagt, wir haben es hier wohl mit einem nicht „eingefriedeten Friedhof“ für Menschen und wahrscheinlich danebenliegend – wenn auch nicht erwähnt – mit einem Tierfriedhof zu tun, denn Verluste an Mensch und Tieren gab es in solchen Schafgattern immer wieder. Begreifen wir doch endlich: Der erste Ministeriale, der den heimatlichen Boden betrat, um zu siedeln, war ein Schafhalter, seine Herde und Hirten, die Schelterer wurden auf freie

Wildbahn geschickt. Sie hatten kein Heim, es waren geradezu Nomaden, sie siedelten aus „wilder Wurzel“. Der längste Aufenthalt war zur Winterszeit im Gatter. Wo wollen sie denn begraben sein? Wahrscheinlich in nächster Nähe dieses Gatters. Stationäre Gatter, Gatter auf lange Zeit, an Seen, in großen Auwäldern oder in breiten Bachtälern angelegt, hatten immer Beerigungsstätten. Das „Menschenbein“ ist wahrscheinlich der älteste Friedhof – vielleicht sogar eine vorchristliche Beerigungsstätte – des Ascher Ländchens. Wenn nicht Asch selbst den Rang abläuft, denn der Name „Asch“ sagt wieder nichts anderes als: Wintersitz der Schafherde. Die Buschkatharina ist der Modellfall zu Asch.

Menschenbein und Buschkatharina, zwei Namen aus Roglers Flurnamen, und doch läßt sich an ihnen der Beweis erbringen, daß wir aus „wilder Wurzel“ siedelten und wohl ein Recht haben auf diesen Heimatboden. Wenn dieses heilige Recht heute bestritten wird und zwar von eigenen Stammes- und Volksgenossen, so ist dies eben ein Teil der derzeit aktuellen und geradezu widerlichen Selbstzerfleischung.

Dr. Adolf Gütter:

Gung statt jung

Eine merkwürdige Erscheinung in der Ascher Mundart und ihre Entstehung

Weit und breit ist bekannt, daß der Berliner „jut jebratene Jans“ für „gut gebratene Gans“ sagt. Aber nicht nur er „verwechselt“ j und g, sondern auch der Rheinländer aus Köln, der Nordthüringer wie der Anhalter, der Brandenburger und der Ostpreuße. In einem größeren Bereich des deutschen Sprachraumes wird j- für g- gebraucht. Weniger bekannt ist hingegen, daß in einem keineswegs kleinen Gebiet die umgekehrte Erscheinung vorhanden ist, nämlich die Verwendung von anlautendem g- für j-, und zu diesem gehört auch unsere Heimat. Im Ascher Dialekt kann man Sätze wie diese bilden: „Na Gaacha Guäst sa Gunga geht die Gäns aus'n Gartn“ („Dem Jäger Jost sein Junge(r) jagt die Gänse aus dem Garten“).

Auf der abgedruckten Kartenskizze ist das Verbreitungsgebiet dieser zweiten sprachlichen Erscheinung angegeben, daneben auch ein Teil des Bereiches, in dem man „jut jebratene Jans“ sagt. Das Zentrum der falschen g-Aussprache (gung für jung, Gahr, Gohr und Gäua für Jahr usw.) scheint das östliche Thüringen, das westliche und mittlere Sachsen sowie die Gegend von Hof und das nördliche Egerland zu sein, ein Gebiet also, das etwa von den Orten Gera, Chemnitz, Brüx, Karlsbad, Tirschenreuth, Naila und Saalfeld begrenzt wird. Einzelne Wörter mit anlautendem falschen g wie in Gahrmarkt, Gohrmarkt (Jahrmarkt) reichen im Norden bis Weimar, Erfurt, Naumburg und Leipzig, gung für jung bis in die Gegend von Nürnberg, Amberg und Cham. Auffällig ist, daß sich das „Gahrmarkt“-Gebiet mit dem von Jänse (Gänse) in Südostthüringen zwischen Weimar und Probstzella überschneidet.

Neben diesem Bereich finden sich Wörter mit falschem g- vereinzelt oder in geschlossenen Gebieten auch noch in anderen Teilen Deutschlands. In Gegenden des Rheinlandes und Südwestfalens, wo man „jut jebratene Jans“ sagt, kann man statt „jetzt“ auch „getzt“ hören. In Köln wurde der „Jülichspatz“ (nach der Stadt Jülich benannt) offiziell zu einem „Gülichspatz“. Auch der einfache Berliner kann, wenn er einmal besonders schön sprechen will, gung statt jung sagen, ebenso der Ostpreuße. In Berlin wurde übrigens aus einer Kiliansstraße eine Kielgansstraße. Eine mir bekannte ältere Frau aus Ostpreußen, die schon lange in Freiburg im Breisgau lebt, gebraucht fast regelmäßig „getzt“ statt

„jetzt“, „gung“ und „günger“ statt „jung“ und „jünger“ und „gener“ statt „jener“. Diese Tatsache ist auffällig, zumal in ihrer Heimat „jut jebratene Jans“ üblich war. Ebenso auffällig ist, daß g-Formen gerade in j-Bereichen wie etwa im Rheinland und in Berlin zu finden sind. Sollte zwischen beiden falschen Aussprachen eine Beziehung bestehen?

Die erwähnte mir bekannte Ostpreußein, die einen Badenser geheiratet hat und schon lange in Baden lebt, versucht ihre Heimatmundart völlig abzustreifen und die Freiburger Stadtmundart zu sprechen. Da sie nun aber kein Gefühl für die richtige Anwendung von g- und j- hat, weil in ihrer alten Heimat nur anlautendes j- üblich war, so handelt sie nach der Faustregel, daß j- meistens falsch und g- meistens richtig ist. So kommt sie auf gung und günger, getzt und gener. Und ebenso wie bei dieser Frau lassen sich wohl auch die Formen mit falschem g- im Rheinland und in Berlin erklären, wo von Hause aus j- üblich ist.

Die Erscheinung der Unsicherheit in der Lautwahl kennen auch wir Ascher. Ich erinnere nur daran, daß in unserem Dialekt eu (äu) zu ei geworden und mit dem richtigen ei zusammengefallen ist. Wir sagen nicht Häuser, heute und Scheune, sondern Heiser, heit und Schei. Durch den Zusammenfall der beiden Diphthonge in ei ist uns das Gefühl für den Unterschied von eu (äu) und ei verlorengegangen. So kann es leicht Pannen geben, wenn ein Ascher einmal korrektes Hochdeutsch sprechen soll. Ich kann mich gut daran erinnern, wie einst ein Kamerad von mir in einem Laienspiel „Hei, laß die Peitsche knallen!“ sagen sollte, stattdessen aber: „Heu, laß die Pheutsche knällen!“ herausbrachte. Solche Schnitzer unterlaufen nicht nur uns, sie unterliefen in noch größerem Maße unseren Vorfahren. Das zeigen viele urkundliche Schreibungen. So wurde die Teichmühle urkundlich zu einer „Theuchmühle“, und das alte Nitzberg (aus Nit = Trutz, Trotz und Berg, also „Trutzberg“) wurde über Neitberg und Neipperg offiziell zu Neuberg, was jedoch keinen Sinn

ergibt. Und so wurden auch Familiennamen wie Pfeiffer, Neibert und Geipel zu Pfeuffer, Neubert und Geupel, und zwar aus dem Bestreben, möglichst sprachlich korrekt zu sein.

Wenn nun im Rheinland und in Südwestfalen das falsche g- z. B. in „getzt“ als überkorrekte Lautung erklärt werden kann, so fragt sich, ob nicht auch unsere g-Formen wie gung = jung, Gud = Jude, Gaa-cha = Jäger, gahzorne = jähzornig usw. auf gleiche oder ähnliche Weise entstanden sind. Voraussetzung dafür wäre, daß auch bei uns einmal j- statt g- („jut jebratene Jans“) gesprochen wurde und Unsicherheit in der Verwendung von g- und j- bestand. Untersucht man unsere Heimatmundart daraufhin, so wird man leider enttäuscht; es läßt sich kein einziges Wort mit anlautendem j statt g finden, und ebenso verhält es sich mit den angrenzenden Mundarten. Aber wäre es nicht möglich, daß die j-Aussprache früher einmal bei uns gebräuchlich bzw. bekannt war? Sollten sich nicht Beispiele dafür in alten Urkunden finden?

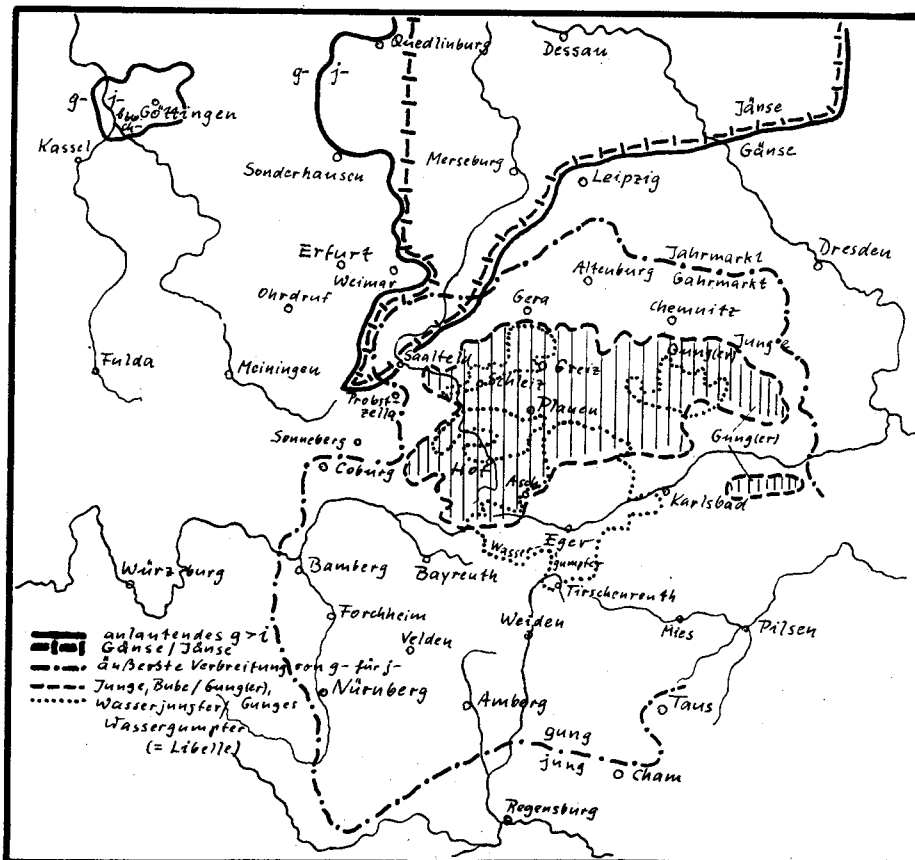
Vor Jahren ging ich dieser Frage einmal näher nach und untersuchte alle alten urkundlichen Schreibungen derjenigen Ortsnamen unserer Heimat, die mit G- anfangen. Und was stellte sich dabei heraus? Es fanden sich tatsächlich J-Schreibungen. So wurde z. B. der Name des Ortes Gürth im Jahre 1342 Girt, 1378 aber Jirt geschrieben. Beim Namen Gettengrün (nördl. von Roßbach) wechselte G- und J-: 1295 erscheint er als Gettengrune, 1328 aber wird „zue Jettengrune“ geschrieben, 1378 Jettengrune, 1374 sogar Hettengrune. Der Name der Wüstung Katzengrün in der Nähe von Hof erscheint 1318 als Gecezengrune und Jeczengrune. Später wird Katzengrün daraus. Jugelsburg bei Adorf ist für das Jahr 1359 als Gogelspur, 1533 als Gugelsburg erwähnt. Hier hat sich das falsche J-sogar bis zum heutigen Tage erhalten. In der Mundart sagt man z. T. Kugelsburch. Auch für das nördliche Egerland lassen sich solche Beispiele anführen. Sie alle beweisen, das ist für unsere Untersuchung wichtig, daß auch bei uns einmal die j-Ausspra-

che wie z. B. heute noch um Berlin und Köln üblich war. Daneben werden aber wohl auch die Normalformen mit anlautendem g bekannt gewesen sein, und dieses Nebeneinander, hervorgerufen durch Siedlergruppen verschiedener Herkunft, bewirkte eine Unsicherheit in der Lautwahl, wie ja auch die Ortsnamenschreibungen zeigen. Durch starke sprachliche Einflüsse aus dem Süden muß sich dann aber verhältnismäßig früh die richtige Aussprache durchgesetzt haben. Die falschen j wurden getilgt. Gleichzeitig aber wurde aus Überkorrektheit richtiges anlautendes j in einer Reihe von Wörtern mit in den Tilgungsprozeß hineingezogen und ebenfalls zu g. Dies war besonders dann möglich, wenn zwei Wörter wie jut = gut und Jud = Jude gleich lauteten. Dadurch, daß „jut“ wieder zu „gut“ wurde, wurde auch „Jud“ mitgerissen und ebenfalls zu „Gud“.

Es wäre nun zu fragen, wann die j-Aussprache bei uns wieder beseitigt wurde. Wie die urkundlichen Schreibungen zeigen, bestand noch im 14. Jh. die erwähnte sprachliche Unsicherheit. Der Prozeß der Zurückdrängung muß aber schon früher eingesetzt haben. Wir wissen nämlich, daß der Schönhengstgau im Grenzgebiet zwischen Ostböhmen und Westmähren von Siedlern aus dem nordöstlichen Oberfranken und Südostthüringen, vielleicht auch noch mit aus dem Bereich unserer Heimat kolonisiert wurde. Die Siedler dürften etwa um 1250 nach dem Osten abgerückt sein. Nun ist auffällig, daß sich auch im Schönhengstgau Formen mit falschem g finden, so z. B. in Gunges = Junge, einer Form, die heute noch um Münchberg üblich ist. So kann man hieraus schließen, daß der Vorstoß der g-Formen schon vor 1250 eingesetzt haben muß, wenn man nicht annimmt, daß die Entwicklung an Ort und Stelle entstanden ist.

Nun ist weiter zu fragen, welche Siedlergruppe die j-Aussprache in unsere Heimat gebracht hat. Hier ist eine eindeutige Antwort nicht möglich. Es wäre denkbar, daß sich aus der Völkerwanderungszeit horstartig Thüringerreste im Bereich unserer weiteren Heimat erhalten haben, die die j-Aussprache besaßen oder doch zumindest die Ansätze dazu, Restgruppen also, die dann später mit den Siedlergruppen in der Kolonialzeit verschmolzen. Es ist nämlich heute erwiesen, daß die Thüringer im 5. und 6. Jh. die ganze heutige Oberpfalz bis zur Donau beherrschten. Nach der Zerschlagung des Thüringerreiches durch die Franken im Jahre 530 muß der südliche Teil desselben, das Gebiet zwischen Thüringerwald-Frankenwald und Donau, den Bayern überlassen worden sein. Es ist kaum glaubhaft, daß in unserer Heimat, wie oft gesagt wird, Markomannen saßen.

Eine zweite Möglichkeit bei der Klärung der Frage nach der Herkunft der j-Aussprache wäre die, daß zu Beginn der Ostbesiedlung neben anderen Siedlergruppen auch Rheinländer in unsere Heimat kamen. Bekanntlich ist ja noch heute um Köln die j-Aussprache üblich. Rheinische Mönche müssen sich im 12. und beginnenden 13. Jh. im Kloster Waldsassen befinden haben. Das geht aus westmitteldeutschen Schreibungen in frühen Waldsasser Urkunden eindeutig hervor, eine Tatsache, die bis heute von den Geschichts- und Sprachforschern völlig übersehen worden ist. Außerdem befand sich in der Nähe des Klosters der heute wüste Ort Kölnergrün, d. h. die „Grüne“ der Kölner (der Leute aus der Provinz Köln). Kölnergrün wurde später zu Kellergrün verstümmelt. Auch der Ortsname Thonbrunn (alt Donkbrunn) deutet auf die Anwesenheit von Rheinländern hin. Wenn sich nun auch Rheinländer im Bereich des alten Eger-



gaues nachweisen lassen, so fragt sich doch sehr, ob deren sprachformender Einfluß so groß war, daß in bezug auf g- und j-eine Sprachunsicherheit entstehen konnte.

Viel eher scheint mir möglich, daß die j-Aussprache von Thüringern mitgebracht wurde. Die Besiedlung des westlichen und mittleren Sachsen in der Kolonisationszeit erfolgte ja zu einem erheblichen Teil von Thüringern aus. Thüringer stießen auch über das Vogtland bis ins nördliche Egerland vor, was sich durch thüringische Flurnamen wie Hain und Ruh (aus Rode) nachweisen läßt. Eine ungeklärte Frage ist es allerdings, wie es möglich war, daß sich g-Formen wie gung so weit nach Süden ausbreiten konnten. Der Egergau steht wie der übrige Nordgau seit den Anfängen seiner Geschichte unter starkem südlichen, bairischen Kultur- und Spracheinfluß. Bis heute läßt sich für die Zeit des Mittelalters

und der beginnenden Neuzeit keine Sprachbewegung in umgekehrter, nord-südlicher Richtung nachweisen. Vielleicht geht die falsche j-Aussprache tatsächlich auf Thüringerreste im Bereich des alten Egergaues und des übrigen Nordgaues zurück. Sie kann später, in der Zeit der Ostkolonisation, durch zuwandernde Thüringer verstärkt worden sein.

Wie man sich nun auch entscheidet, Tatsache ist auf jeden Fall, daß die merkwürdige Erscheinung der Verwendung von g für j im Anlaut von Sprechern herrührt, die aus dem Norden oder Westen in unsere Heimat eingewandert sind. Der Süden des deutschen Sprachraumes kennt diese Erscheinung nicht. Keine Chronik, keine Urkunde berichtet von ihnen, aber in der Mundart haben sie ihre Spuren hinterlassen.

Im Spiegel des Ascher Kirchenkreisblattes

Unser gelegentlicher Mitarbeiter Ernst Ul hat den Jahrgang 1936 des Ascher Kirchenkreisblattes durchgeblättert und sich Notizen daraus gemacht. „Eine Heimat-schrift für Asch, Fleißen, Neuberg, Roßbach und die zugehörigen Gemeinden; ein Heimatgruß an die Kinder der Heimat in der Ferne“ – so nannte sich dieses von Pfarrer Julius Krehan gegründete und geleitete Blatt. Zu einem Jahresbezugspreise von acht Kronen kam es monatlich einmal ins Haus seiner Abonnenten. Die folgenden Auszüge sind nun sozusagen ein Jahresrückblick, wenn auch nicht auf 1966, so doch auf 1936, also um dreißig Jahre früher. Sicher werden sie unseren Lesern dennoch Manches zu sagen haben.

In der ersten Folge des Jahres 1936 steht nach Rückblicken auf das abgelaufene Jahr 1935 zu lesen:

Bücher für das evangelische Haus. Bei Besprechung des Buches Karl Albertis: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Asch und des Ascher Bezirkes“, 1. Band, 1934 im „Kirchenkreisblatt“, Folge 12, 1934, habe ich der Hoffnung Ausdruck verliehen, es möchte der 2. Band baldigst herausgebracht werden. – Der liegt mir vor, in 70 abgedruckten „Beiträgen“ führt uns der Verfasser aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bis ins 18. Jahrhundert. Die Darstellung ist unterstützt durch 18 Abbildungen und 19 Tafelbilder, die von blendender Klarheit sind. Aus den „Beiträgen“ hebe ich hervor Nr. 3: „Bau der Ascher Dreifaltigkeitskirche im Jahre 1622“, Nr. 70: „Bau der jetzigen evangelischen Kirche“, Nr. 21: „Die Kirchen von Asch und Roßbach werden wieder mit evangelischen Geistlichen besetzt“. Dieser Beitrag ist mit Bildern der Roßbacher Kirche beleuchtet. Auch Neuberg fehlt nicht mit dem Beitrag Nr. 7: „Gegenreformation“. – Daß das köstliche Epitaph mit dem Krugsreuther Schloß nicht fehlt, ist dankenswert. So wird in den angeführten Beiträgen ein Durchblick durch die Kirchengeschichte geboten, der kirchlicherseits wärmstens gewürdigt wird. Die übrigen Beiträge bedeuten eine wertvolle Förderung unserer Heimatgeschichte, die der Forscher mit Freude und Dank aufnehmen wird. Die Ausstattung des Buches ist kostbar und über aller Lob erhaben. Mit unserem Dank an den Verfasser, der unermüdlich und glückhaft seinem Ziele eine bedeutende Strecke näher gekommen ist, verbinden wir den Wunsch, daß er sein Werk, das nun wohl auf vier Bände anwachsen wird, trotz der Ungunst der Zeit, baldigst vollenden könnte. Dem wackeren Dr. Swoboda, der das reiche Bildmaterial der beiden Bände der Beiträge zum größten Teil selbst beschafft hat, möchte ich noch im Namen der Kirche herzlichst danken, daß er Bildkarten unserer Ascher Kirche herausbrachte, die Schmuck und Gruß für

jedes evangelische Haus sind. Möchten sie nun auch reichlich abgenommen werden.

Dr. Held

FEBER 1936.

„Der Schimmel“, der von Asch vielbesuchte Ausflugsort, wird, was auch unsere Leser im Ausland interessieren dürfte, durch die im Zuge befindlichen Grenzregulierungen im Wege des Gebietsaustausches samt dem zugehörigen, weit ins Sächsische Deutschland abgetreten werden. Der diesbezügliche Vertrag ist bereits abgeschlossen und muß nur noch höheren Orts genehmigt werden. Erforderlich ist dazu in unserem Staate ein Parlamentsbeschluß, bzw. die Ratifizierung durch den Präsidenten. Der mit 37 Anlagen versehene Grenzregulierungsvertrag zur Erlangung einer zweckmäßigen Grenzführung ist im deutschen Reichsgesetzblatt vom 21. Januar veröffentlicht worden. Für das abzutretende Gebiet soll der tschechoslowakische Staat ein zusammenhängendes Stück Waldboden bei der Gemeinde Frühbuß erhalten. Eine kommissionelle Begehung des in Frage stehenden Gebietsteiles am Schimmel, an welcher der Amtshauptmann von Oelsnitz, die Gemeindevorsteher von Bad Elster, Raun, Gürth und Brambach, sowie alle anrainenden Grundbesitzer teilnahmen, hat am 14. Januar stattgefunden. Das Schimmel-Gebiet war bisher mit 160 Joch nach Niederreuth eingemeindet und dürfte im neuen Staate der Gemeinde Raun angegliedert werden. Die Bewohner des Schimmels, deren Ältester vor noch nicht allzulanger Zeit von einem stattlichen Trauergefolge zu Grabe geleitet wurde, gehörte durch die vergangenen Jahrhunderte in Treue unserer alten Pfarrgemeinde an. An den freundschaftlichen und gutnachbarlichen Beziehungen hin und her wird darum auch die neue Grenzführung nichts ändern.

Der Stand der Arbeitslosen im Ascher Bezirk. Nach den amtlichen Quellen sind im Ascher Bezirk mit Ende Jänner 1936 3606 Männer und 1711 Frauen arbeitslos gewesen. Hiervon waren 2344 Arbeitslose nach dem Genter System unterstützt, während 2973 durch die staatliche Ernährungsaktion unterstützt wurden. Außerdem waren 622 Personen abwechselnd arbeitslos (sie mußten von 14 zu 14 Tagen von der Arbeit wegbleiben, um anderen das Arbeiten zu ermöglichen). Dieses Bild ergibt demnach, daß 5317 Personen gänzlich arbeitslos waren, während 622 teilweise arbeitslos sind. Es ist dies wohl eine erschütternde Statistik, wenn man bedenkt, wieviel Elend hinter diesen dürren Ziffern liegt. – Die Arbeitslosen verteilten sich mit Ende Jänner auf die einzelnen Orte wie folgt: (Die Arbeitslosen unterstützt nach Genter System an erster Stelle,

hierauf in der Klammer die Arbeitslosen, welche die staatl. Ernährungsaktion unterstützt.) Asch 501 (1197); Schönbach 64 (114); Schildern 2 (3); Mähring 0 (2); Niederreuth 5 (16); Wernersreuth 57 (80); Oberreuth 7 (9); Nassengrub 70 (144); Neuenbrand 14 (21); Himmelreich 5 (6); Haslau 244 (280); Lindau 23 (44); Steingrün 38 (73); Rommersreuth 15 (22); Hirschfeld 55 (64); Neuberg 24 (69); Steinpöhl 15 (31); Grün 12 (39); Krugsreuth 25 (59); Thonbrunn 98 (99); Roßbach 834 (437); Gottmannsgrün 143 (65); Friedersreuth 93 (99). – Trockene Zahlen nur, und doch ein gewaltiger Appell, die Liebe zum Nächsten zu beweisen, dort, wo der Nächste der helfenden Liebe bedarf. „Habt die Brüder lieb!“ – nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat – mit diesem Herzogsruf des Weltheilandes wird alles rechte Menschentum aufgeboten zum Kampfe gegen die namenlose Menschennot. Gott helfe zum Siege!

Die Felder auf dem Kaplanberge, welche sich im Besitze der Ascher Pfarrgemeinde befinden, sind vor einigen Jahren parzelliert worden. Auch der Anschluß dieser Grundstücke an das Netz der städtischen Wasserleitung ist damals unter nicht unerheblichen Kosten hergestellt worden. Es wurden Stimmen laut, welche gegen die Parzellierung des großen, zusammenhängenden, bereits an den verbauten Grund anschließenden Felderkomplexes Stellung nahmen und darauf hinwiesen, daß der kirchliche Grundbesitz durch Abverkauf nicht verringert werden dürfe, es sei denn, daß der durch Entäußerung entstehende Verlust am unbeweglichen und darum dauerhaften Besitz durch Grundankauf an anderer Stelle zu günstigem Preise und in möglichst größerem Ausmaße ausgeglichen werde. Auch darauf wurde verwiesen, daß die Pfarrgemeinde die an den Friedhof und die Ringstraße grenzenden, in nächster Nähe der Kirche liegenden Gründe einmal selbst gut gebrauchen könne. Doch konnten diese Ansichten sich gegen die angeführten Gegen Gründe nicht durchsetzen. Man verwies auf die damals noch herrschende rege Bautätigkeit und die dadurch gebotene Möglichkeit, die in Frage stehenden Grundstücke zu einem guten Preise veräußern zu können, weiters auf die Verpflichtung der Gemeinde, den an einer wichtigen Straße gelegenen Grund freizugeben, und auf die finanzielle Lage der Gemeinde. Auch der Umstand wurde erwähnt, daß durch die Verbauung der untere Stadtteil einen für das Geschäftsleben sehr erwünschten Bevölkerungszuwachs erfahren würde und für die Angestellten und Arbeiter der nahegelegenen Fabrikbetriebe durch die entstehenden Neubauten eine günstige Wohngelegenheit geboten sei. Die Parzellierung wurde beschlossen, aber die darangeknüpften Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Die Wirtschaftsnot setzte immer schärfer ein, die Bautätigkeit hörte fast ganz auf und von den geschaffenen Parzellen wurde nur ein verschwindender Bruchteil verkauft. Seit Jahren liegen nun die Felder brach, werden von Unkraut überwuchert und bieten in ihrer Verwilderung durchaus keinen schönen Anblick. Darum geben wir einer Anfrage bzw. Anregung Raum, welche wiederholt aus der Mitte der Gemeinde gekommen ist. Da die gegenwärtige traurige Wirtschaftslage nicht so bald sich ändern wird und für die nächsten Jahre kaum Verkaufsgelegenheiten sich bieten dürften, könnten ja die jetzt nutzlos liegenden Felder zum Anbau freigegeben werden. Bei der Nähe der Häuser kommt ein nennenswerter Pachtvertrag freilich nicht in Frage. Aber man könnte durch unentgeltliche Überlassung des Grundes manchem arbeitslosen Familienvater der Gemeinde die Möglichkeit geben, Kartoffeln, Kraut u. a. m. für den Hausbedarf

selbst zu bauen, und damit ohne entstehende Unkosten dankbar aufgenommene „Volkshilfe“ leisten. Ist aber die in Rede stehende Fläche wieder planmäßig angebaut, so bietet sie gewiß den vielen Vorübergehenden ein freundlicheres Bild als jetzt in ihrer Verödung. Es muß nicht gerade ein Garten oder Park sein, auch das bestellte Feld ist ein Stück Natur, auf welchem das Auge des Betrachters mit Freude und Befriedigung ruht.“

JULI 1936

Die zweite Ascher Gewerbeausstellung hat ihre Pforten aufgetan und ihre Sehenswürdigkeiten vor den Beschauern ausgebreitet. Nach der vom Obmann des Hauptaussschusses Sonnabend, den 11. Juli nachmittags 4 Uhr vorgenommenen Eröffnung der Ausstellung unternahmen die geladenen Ehrengäste der staatlichen und städtischen Behörden, der Handelskammer usw. einen Ehrengang durch die Ausstellungsräume. Alle waren aufs angenehmste überrascht und sichtlich erfreut über die Güte und Schönheit der Ausstellungsgegenstände wie über die geschmackvolle Anordnung und praktische Gliederung der ganzen Schau. Und als dann am Sonntag, dem 12. Juli die Tore sich für den Besuch der Öffentlichkeit öffneten, war der Eindruck bei allen den Beschauern derselbe. All die Besucher konnten nur das eine bestätigen, daß die werbenden Vorberichte keineswegs übertrieben waren, sondern von der Form und dem Inhalt der Ausstellung nur noch übertrroffen wurden. Jedenfalls haben Handwerk und Gewerbe, Handel und Industrie der Heimat gezeigt, daß sie trotz allen Erschütterungen und Behinderungen der Wirtschaftsnot voll auf der Höhe sind und jedem Wettbewerb erfolgreich die Spitze bieten. Und darauf kann jeder Heimatbewußte nur stolz sein. Der Ausstellung ist jedenfalls der beste Besuch aus dem Ascher Lande und seiner ganzen Umgebung nur zu wünschen. . .

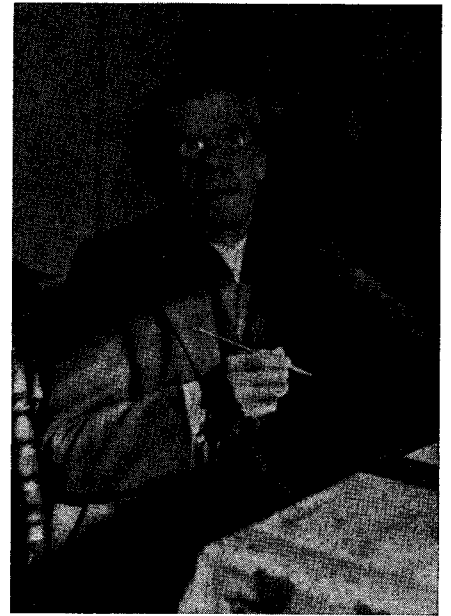
AUGUST 1936

Lebensbewegung im Monat Juli 1936.
 Geburten: 18. Seidler Konrad, Schuhmacher in Asch, Angergasse 3, ein Sohn; 19. Detz Fritz, Presser, Morgenzeile 18, eine Tochter; 30. Prell Wilhelm, Invalid, G.-Kellerstraße 1713, eine Tochter; 6. ein uneheliches Mädchen; 18. ein unehelicher Sohn. — In Nassengrub: 19. Netsch Gustav Johann, Maurer in Himmelreich Nr. 9, ein Sohn. — In Wernersreuth: 3. Wölfel Hermann Heinrich, Gastwirt in Wernersreuth Nr. 80, eine Tochter; 23. Brandl Otto, Strickmeister in Wernersreuth Nr. 188, eine Tochter. — Trauungen in Asch: 2. Mayerl Ernst, Kontorist in Eger, Neuteichplatz 15 mit Hilf Margarete, Kontoristin in Asch, Angergasse 286/36; 4. Meyer Gustav Josef, Porzellanarbeiter in Asch, Turnergasse 652/5 mit Tietze Anna, gen. Margarete, Heimarbeiterin in Asch, Turnergasse 652/5; Popp Rudolf, Strickmeister in Asch, Löhgasse 1672 mit Müller Rosa Gertrud, Zwirnerin in Adorf, Hindenburgstraße 6; 5. Geyer Friedrich, Maler und Lackierer in Asch, Selberstraße 1944 mit Bräutigam Elsa, geb. Lorenz, Aufstoßerin in Asch, Freiligrathstraße 1811; 12. Honz Richard, Kaufmann in Asch, Andreas-Hoferstraße 13 mit Müller Margareta, Geschäftsinhaberin in Asch, Andreas-Hoferstraße 1109/11; 18. Höhn Hermann, Expedient in Asch, Stadtbahnstraße 856/18 mit Fürst Bertha Marie Sophie, Verkäuferin in Asch, Rosmaringasse 84/2; 18. Jäger Alfred Johann, Wirker in Asch, Selberstraße 1063/36 mit Präkl Elisabeth, Näherin in Schönbach Nr. 260 Bez. Asch; 18. Trotz Walter Thaddäus, Kaufmann in Asch, Masarykstraße 69/336 mit Richter Erna Emilie, Private in Asch, Bürgerheimstraße 1431/24; 23. Uebler Robert Ernst,

Kaufmann in Asch, Parkgasse 774/22 mit Dost Ella Valeska, Private in Asch, Rudolfsgasse 1980; 25. Krögel Hermann, Ketenschere in Asch, Bachgasse 1480/18 mit Burkl Berta Luise, Näherin in Schönbach Nr. 80; 25. Kern Ernst Johannes, Packer in Asch, Rütlistraße 1914 mit Weinmann Elisabeth, Musterschneiderin in Asch, Pestalozzistraße 2102; 25. Kirchhof Eduard Georg, Former in Asch, Amundsenstraße 2166 mit Bareuther Anna Margarete, Näherin in Asch, Gabelsbergerstraße 6; 25. Ruckdeschel Karl Richard, Handschuhschneider in Asch, Hochstraße 29 mit Martin Hermine, Appreturarbeiterin in Neuberg Nr. 152.

(Die „Lebensbewegung im Juli“ führte dann noch 26 Sterbefälle an, zu denen folgende Nachrufe gehörten):

„... 74 Jahre alt, ist am 8. Juli der Kantor emeritus der evangelischen Pfarrgemeinde Traugott Büchner von seiner Krankheit und allen Altersbeschwerden erlöst worden. 50 Jahre hat er der Pfarrgemeinde gedient und bei den verschiedenen Anlässen, im Gottesdienst und bei zahllosen Trauungen, in mächtigen Akkorden die Stimme der Orgel erklingen lassen. Unverdrossen ist er in all der Zeit bei jedem Wetter mit seinen Chorknaben den ersten Weg zu den Gräbern geschritten, mit dem Choral den Scheidenden den Abschiedsgruß zu entbieten. Der Vollendete, eine wohlbekannte, typische Kantorerscheinung, war nicht nur ausübender, sondern auch schaffender Musiker, dessen Tondichtungen erfreulicherweise noch vor seinem Tode die Anerkennung und verdiente Würdigung manches Kunstfreundes gefunden haben. Verklungen ist nun das Lied seines klangfrohen Lebens. Er ruhe in Frieden neben all den Tausenden, an deren Gräbern er einst den Abschiedschoral aufklingen ließ. — Am 10. Juli hat ein getreuer Sohn der Heimat, der 68jährige Fabrikleiter i. R. Johann Karl Hofmann, Friesenstraße 2074, die Augen geschlossen zur letzten Ruh'. Mit aller Hingabe hat er im Unternehmen seines Herrn an führender Stelle bis vor wenigen Jahren seinen verantwortungsvollen Dienst durch 45 Jahre versehen, in Wahrheit: „Ein



Kantor Büchner

treuer Diener seines Herrn'. Liebe zur Heimat und ein kunstverständiger Sinn bewogen ihn schon frühzeitig, eigenartige Baulichkeiten, Sehenswürdigkeiten und auch das und jenes lebende Original im Lichtbilde festzuhalten und so die einzigartige Sammlung „Alt-Asch im Bilde“ im Laufe der Jahrzehnte anzulegen, eine Sammlung von größtem heimatgeschichtlichem Werte, denn nur aus ihr werden kommende Geschlechter einmal ersehen können, wie es in Asch einstens war. In Treue hing er am Glauben seiner Väter und gehörte durch lange Zeit als Mitglied der Kirchengemeindevertretung an. Dem biederem, offenen, geraden Manne, in dessen Brust ein warmes menschlich fühlendes Herz geschlagen hat, werden alle ein freundliches Gedenken bewahren. Die Witwe, die Kinder und Enkel aber, die das Hinscheiden des treusorgenden Familienoberhauptes beklagen, sowie die Geschwister tröste Gott der Herr.“

(Wird fortgesetzt)

Kurz erzählt

DER RUNDBRIEF DANKT

für das offenbare Verständnis, mit dem seine Ankündigung in Kauf genommen wurde, daß er von vierzehntägigem auf monatliches Erscheinen übergehen muß. Es haben nur ganz wenige Bezieher dazu überhaupt Stellung genommen. Wir legen dieses Stillschweigen zu unseren Gunsten aus. Daher und dafür unser Dank. Einige Bezieher hätten gerne 50 Pfennige im Vierteljahr zugelegt, wenn die vierzehntägige Erscheinungsweise beibehalten worden wäre. Einer schreibt sogar, eine Erhöhung der Bezugsgebühr wäre trotz der Einsparung durch den nur noch einmal monatlich erfolgenden Versand gerechtfertigt gewesen.

Nun hoffen wir eben, daß sich unsere Leser rasch an die neuen Umstände gewöhnen. Der monatlich einmal erscheinende Rundbrief wird zusammen mit der Bildbeilage „Unser Sudetenland“ stets mindestens 24 Seiten stark sein. Da der Blattkopf, die Spaltenüberschriften, das Impressum und noch manch anderes nicht mehr zweimal, sondern nur noch einmal monatlich verwendet werden, bleibt für den Rundbrief-Text sogar mehr Platz als vordem.

Aus drucktechnischen Gründen erfolgt eine Verschiebung innerhalb des Blattes. Die vielgelesene Spalte „Kurz erzählt“ muß in den rückwärtigen Heftteil verlegt werden. In dieser einzigen Gestaltungs-Ände-

rung werden sich unsere Leser sicher rasch zurecht finden.

Unser Blatt wird normalerweise nun in der Monatsmitte ausgeliefert werden. Anzeigen werden bis zum siebenten Tage des Monats erbeten.

Der Rundbrief dankt Ihnen als seinen treuen Bezieher für Ihr weiteres Wohlwollen.

BRANDUNG LUCK BEI HUT-LUDWIG

Die Hut- und Stumpfenfabrik Heinrich Ludwig in Bamberg, Holzgartenstraße 33, fiel in der Nacht zum Donnerstag, den 29. Dezember in ihren Hauptteilen einer Brandkatastrophe zum Opfer. Über den Aufbau dieses Unternehmens haben wir wiederholt ausführlich berichtet. Viele Ascher kannten den Betrieb, der im Bereich einer ehemaligen Ulanen-Kaserne errichtet worden war, aus eigener Anschauung; der vor Jahresfrist, am 16. Jänner 1966 verstorbene Lm. Heinrich Ludwig hatte seine Landsleute bei verschiedenen Anlässen mit berechtigtem Stolz in den von ihm geschaffenen Produktions- und sonstigen Räumen herumgeführt. Dies alles liegt nun in Schutt und Asche: Das Stumpfenlager als vermutlicher Brandherd, mit Rohmaterial im Werte von mehreren hunderttausend Mark, weitere Lagerräume, die Produktionsräume der Abteilung für Damenhüte, in der sich neben sonstigen wertvollen Maschinen auch eine von Ing. Heinz Ludwig, dem Sohne des verstorbenen

Seniorchefs, entwickelte Patent-Anlage befand, auf der eben die ersten 2000 Hütte fertiggestellt worden waren, dazu noch weitere Produktions- und teilweise auch Büroräume. Der Großesatz von 65 Feuerwehrmännern vermochte nach zweistündigem Kampfe gegen Flammen und Glut das Kesselhaus, den Wohntrakt und einige weitere Räume zu retten.

Auch die Produktionsabteilung für Männerhüte wurde nur teilweise zerstört, so daß dort der Betrieb begrenzt weitergeführt werden kann. Es müssen also nicht alle 160 Angehörige der Belegschaft mit der Arbeit aussetzen. Ing. Heinz Ludwig, jetziger Chef der Firma, weilte zur Zeit der Brandkatastrophe auf einem kurzen Weihnachtsurlaub in dem Haus in Alexandersbad, das bereits sein Vater zu Erholungszwecken dort eingerichtet hatte. Zwischen Weihnachten und Neujahr hatte der Betrieb seine Produktion bis auf die Herstellung von Faschingshüten eingestellt gehabt.

Schon im März 1964 war die Firma Heinrich Ludwig in Bamberg von einem Schadenfeuer bedroht gewesen. Damals brannte es in dem Hause an der Bamberger Hauptwachstraße, in dem die großzügigen Verkaufsräume von Hut-Ludwig untergebracht sind. Es ging aber glimpflich ab, der Schaden überstieg kaum 10 000 DM. Diesmal geht er in die Millionen.

GERÜCHTE GEHEN UM Prag über steigende Zahl von Aussiedlungsanträgen beunruhigt

Die in Prag in deutscher Sprache erscheinende „Volkszeitung“ zeigt sich sehr besorgt über die steigende Zahl der Abwanderungen von Deutschen in die Bundesrepublik, noch mehr aber über die Gerüchte darüber, daß ganze Ortschaften Anträge zur Aussiedlung in die Bundesrepublik gestellt haben sollen. Die Zeitung veröffentlichte unter dem Titel „Offen gesprochen“ die Meinung einiger westböhmischer deutschsprachiger Funktionäre, die sich darüber mit dem Volkszeitungs-Redakteur Gerhard Hüning unterhielten. Die Ausführungen sind so bezeichnend, daß wir sie unseren Lesern im Wortlaute wiedergeben wollen. Die tschechisch geschriebenen Ortsnamen haben wir in die deutschen Namen zurückübersetzt:

Josef Pötzl: Unter unseren deutschen Mitbürgern gehen in letzter Zeit die verschiedensten Gerüchte um. In manchen Gemeinden des Bezirks Eger kann man z. B. hören, daß „aus Falkenau alle Deutschen auswandern“. In Falkenau heißt es wieder: „Ja, in Lanz und Mariakulm, da siedeln alle deutschen Bürger aus!“ usw. Geht man jedoch diesen Gerüchten systematisch nach, dann stellt man fest: in der überwiegenden Zahl von Gemeinden und Städten des Bezirks Falkenau handelt es sich um kleine Gruppen, die Auswanderungsgesuche eingereicht haben.

Eine weitere Fama, die noch unsinniger ist, will wissen, daß man bei uns nach 1970 überhaupt nicht mehr wird deutsch reden dürfen ... unsere Aufgabe ist, solche Fragen zu klären und unseren deutschen Bürgern wahrheitsgemäß zu sagen, daß solche Gerüchte jeder Grundlage entbehren.

Anton Schimmer. Wildstein: Solche Gerüchte werden oft unnötig hervorgerufen. Ist es zum Beispiel richtig, wenn in den Betrieben allen deutschen Beschäftigten die Frage gestellt wird, ob sie auszuwandern gedenken oder nicht?

Anton Seitz. Asch: Schlimm ist, daß wir Funktionäre manchmal von den zuständigen Stellen nicht rechtzeitig konkrete Aufklärungen erhalten. Niemand in den Betrieben will mir, obwohl ich Funktionär bin, z. B. sagen, wieviel deutsche Bür-

ger dort angestellt sind. Die Gründe dafür, daß heute manche auswandern wollen, liegen tiefer. Warum läßt man solche Menschen nicht auch in die DDR? Dorthin zu gelangen, ist weitaus schwerer als nach Westdeutschland.

Reinhold Fuchs. Asch: Ist die Volkszeitung in der Lage, in diese Fragen Klarheit zu bringen? Uns fragen so viele Menschen um Rat, und man weiß oft nicht, was man ihnen antworten soll.

Gerhard Hüning, von der Volkszeitung: Sowohl der „Aufbau und Frieden“ als auch nun die Volkszeitung haben seit ihrem Bestehen stets versucht, den Lesern auf ihre Fragen zu antworten. Die Gewerkschaften geben in deutscher Sprache für ihre Mitglieder ihr Informationsbulletin heraus, das allerdings vielleicht nicht immer jeden Funktionär erreicht, und auch die Nationalausschüsse veranstalten Diskussionsabende mit deutschen Bürgern.

LASTENAUSGLEICH 1967

Auch im neuen Jahr dringliche Eingliederungsaufgaben

Das erste Regierungsjahr einer großen Koalition in Bonn, das Jahr 1967, wird bezüglich der innenpolitischen Vertriebenenfragen ein Jahr großer Aufgaben werden. Ob es ein Jahr der Erfolge werden wird, wird sich zeigen.

Auf dem Gebiet des Lastenausgleichs werden 1967 zwei Änderungsgesetze erlassen werden: die 19. Novelle und die 20. Novelle. Die 19. Novelle wird eine Anhebung der Hauptentschädigung mit sich bringen und im zeitigen Frühjahr Gesetzeskraft erlangen; das politische Problem ist, in welchem Ausmaß es gelingt, vom Parlament mehr bewilligt zu erhalten, als die Regierungsvorlage (2,5 Milliarden DM für die gesamte Laufzeit) vorsah. In der 20. Novelle wird die Unterhaltshilfe angehoben werden. Umkämpft ist es, ob es 15.- DM oder 20.- DM im Monat mehr geben wird und ob eine einmalige Zahlung von 300.- DM als eine Art Hausratsbeihilfe gewährt wird. Umstritten ist außerdem, ob in der 20. Novelle den ehemals selbständigen Unterhaltshilfeempfängern ein besonderer Freibetrag für sonstige Einkünfte gewährt und ob auch 1968 und 1969 die Gewährung von Aufbaudarlehen fortgesetzt wird.

Im Bereich der Eingliederung wird die größte Aufgabe bei der weiteren Eingliederung der Ostbauern liegen. Es kommt darauf an, 1967 soviel Haushaltsmittel zu erhalten, daß - wie im Fünfjahresplan vorgesehen - wenigstens 8000 vertriebene Bauern eine Voll- oder Nebenerwerbssiedlung erhalten. Für die vertriebenen Gewerbetreibenden geht es 1967 darum, wieder ausreichende ERP-Kredite zu tragbaren Bedingungen zu erhalten. Für die Behebung der Wohnungsnot ist die hinreichende Fortsetzung des sozialen Wohnungsbaus, d. h. die Bereitstellung von Haushaltsmitteln in bisheriger Höhe für diesen Zweck Voraussetzung. Im Zusammenhang mit der Liberalisierung des Wohnungsbaus muß der Mieterschutz für die unverschuldet schlecht gestellten Kreise der Vertriebenen verbessert werden. Im Verlaufe des Jahres 1967 wird sich schließlich im Bereich der versorgungsmäßigen Eingliederung das Thema des 131er-Schlußgesetzes stellen.

Dr. Neuhooff

PRAG FORDERT WEITER

In der deutschsprachigen und für westdeutsche Hörer bestimmten Sendung des Prager Rundfunks hat der stellvertretende tschechoslowakische Außenminister Otto Klicka einige Interviewfragen zur Erklärung der neuen Bundesregierung beantwortet. Er betonte erneut, daß es der Tschechoslowakei darauf ankomme, von der Bundesregierung zu hören, daß das

Münchener Abkommen überhaupt niemals gültig gewesen ist. Die Erklärung, die Bundeskanzler Kiesinger abgegeben habe, daß das Münchener Abkommen nicht mehr gültig sei, widerspreche der „international juristisch anerkannten Ungültigkeit des Münchener Diktats von Anfang an“.

Nach dieser unzutreffenden Interpretation der Haltung der Westmächte knüpfte Klicka an den Wunsch der Bundesregierung an, auch mit östlichen Ländern Gewaltverzichtserklärungen auszutauschen und diplomatische Beziehungen anzuknüpfen. Solche Schritte seien aber nur möglich, wenn Bonn von seiner Politik der Nichtanerkennung der „DDR“ und dem Anspruch auf die Grenzen von 1938 abtrübe, und davon, Alleinvertreter des deutschen Volkes zu sein. „Sollen etwa die sozialistischen Länder durch die Anbahnung diplomatischer Beziehungen zur Bundesrepublik diese Haltung bestätigen?“

Insgesamt gesehen habe die Regierungserklärung Kiesingers „bis auf kleine Korrekturen“ keine Änderungen gebracht und die milde Diktion ändere nichts an der „Verstocktheit des Inhalts“. Die Regierungserklärung habe daher noch keinerlei Anhaltspunkte geboten, von einer neuen Ostpolitik zu sprechen.

NICHT VON BROT ALLEIN. . .

Die „Volkszeitung“ (Prag), druckte kürzlich folgenden Leserbrief eines Franz Schneider aus Falkenau ab:

„Es gibt viele Gründe, die den Wunsch entstehen lassen, auszusiedeln. Wenn alte Eltern zu ihren vor zwanzig Jahren ausgesiedelten Kindern wollen; wenn ein Betrieb liquidiert und den davon Betroffenen weniger zusagende Arbeitsplätze zugewiesen werden; wenn eine Ortschaft des Bergbaus wegen demoliert und die Menschen, die hier geboren sind, delogiert werden müssen - in all diesen Fällen liegt der Grund zum Aussiedeln klarer zutage. Anders ist es dort, wo sich gut situierte Haus- und Autobesitzer mit hohen Renten dazu entschließen. Ich fragte etliche von ihnen nach dem Grund dieses Entschlusses und erhielt fast immer dieselbe Antwort: Sie seien ältere Leute, die der tschechischen Sprache nur mangelhaft mächtig wären. Und der Mensch lebe nicht von Brot allein! Sie hätten hier kein Theater, keine Unterhaltungen, nur selten einen deutschen Film und sonst überhaupt kein weiteres Vergnügen. Liegt es also nicht teilweise an uns, daß es so gekommen ist? Es gab hier z. B. deutsche Laienspielgruppen, die meist bei vollbesetztem Haus auftraten. Die Zuschauer gingen nach solchen Wochenendunterhaltungen freudiger an ihre Arbeitsplätze, die Darsteller ebenfalls. Diese Gruppen, deren Qualität sich ständig verbesserte, lösten sich auf, weil sie wenig Unterstützung fanden. Daß die Aussiedlung mit Unsicherheit, finanziellen Belastungen und anderen Sorgen verbunden ist, sollte jeder aber gut überlegen. Die Verpflanzung in ein meist doch unbekanntes Land ist eine tiefere Angelegenheit. Denn Heimat bleibt eben Heimat.“

Thonbrunner Bilanz

Die alte Thonbrunner Ringwallinsel, heimatkundliches Wahrzeichen des Dorfes, wurde zugeschüttet und eingeebnet. An solchen „Romantizismen“ hat der Kommunismus kein Interesse mehr. Auch der Ortsteil Glitsche, beginnend mit dem Gehöft Max Fuchs, ist verschwunden, ebenso der Ortsteil Juchhö. Weder Pfahl noch Stein erinnert an die Gebäude, die dort einst standen. Erhalten geblieben sind bis heute die Anwesen Jahn, Paul, Meiler Adolf, Weberei Martin, Fischer Max, Wandt Franz, Riedel, Meiler Erwin, Künzel, Reiter, Hofmann Robert, Meißl, Höfer, Heigl Gustav, Geupel, Hofmann Rudolf,

Hofmann Ferdl, Hofmann Willi, Merz, Gasthaus Wild, Heini Christoph, Heinrich Bertl (Mädchenname), Martin Adam, Gebhardt Robert, Gebhardt Gustav, Hilf Otto, Ficker Elsa, Michael-Schmied, Altes Schulhaus, Gasthaus Fuchs, Fuchs Gustav, Wiesner Gustav, Wiesner August, Schulhaus, Wunderlich Johann. Das sind 35 Anwesen – zuletzt zählte Thonbrunn 160 Hausnummern. Was jenseits des Neunteiches noch steht, darüber weiß unser Gewährsmann nicht Bescheid. Bei der „Hulzschlicht“ vom Schmied steht ein neuerbautes einstöckiges Haus, das mit seinen vielen und großen Schornsteinen recht fremdartig wirkt. Es steht seit Monaten leer. Die dort wohnhaft gewesenen Slowaken sind freiwillig ausgezogen, nachdem sie das Parkett mit Karbolineum (!) eingelassen hatten. – Der Thonbrunner Totengräber wurde im Zusammenhang mit dem von uns seinerzeit gemeldeten Mord an der Thonbrunnerin Frau Zöbisch zum zweitenmale verhaftet. Seine Frau soll einen Mantel der Ermordeten getragen haben.

Ascher Gewerbeschule wieder Lehrstätte

Das Gebäude der Ascher Textilgewerbeschule in der Stadtbahnstraße diente den Tschechen jahrelang als Kaserne. Nunmehr wurde es seiner alten Bestimmung zurückgegeben. Der Leiter der neuen Ascher Textilfachschule heißt Josef Manias. Lehrkräfte sind ehemalige Arbeiter, die in mehrjährigen Abendkursen zu Fachlehrern umgeschult wurden. Das Haus wurde baulich instand gesetzt. Es enthält nun u. a. auch einen Kursaal mit Kino. Die Werkstätten wurden modernisiert.

Sudetendeutsche katholische Theologentagung

Vor einer Tagung katholischer sudetendeutscher Theologen vom 2. bis 5. Jänner in Königstein/Ts., sprach Professor Dr. Kindermann erstmalig nach seiner Ernennung zum Weihbischof. Schriftliche und mündliche Weisung des Papstes habe ihm die besondere Sorge für „die Gläubigen deutscher Zunge aus der CSSR“ anvertraut, führte Dr. Kindermann aus. Auftrag und Formulierung stellten ein gewisses novum dar und ließen u. a. erkennen, daß die Kirche die oberflächlich verbreitete Ansicht von der „vollen Eingliederung“ der Vertriebenen nicht teile, sondern hier auch nach zwanzig Jahren noch Aufgaben sehe. Die religiöse Bewahrung der Vertriebenen sei heute weitgehend anerkannt und verpflichte im Sinne des Königsteiner Werks zu jeder nur möglichen Hilfe für die Glaubensbrüder wie in der CSSR so auch in allen Ländern unter der Unfreiheit. Dr. Adolf Hampel, Lehrbeauftragter an der Phil.-theologischen Hochschule Kö-

nigstein, vermittelte persönliche Eindrücke vom religiösen Leben in der heutigen CSSR. In der Slowakei beeindruckte das dort noch anzutreffende geschlossene kirchliche Leben. Ein Merkmal der westlichen CSSR seien die dort zum Teil neuentstandenen kleinen religiösen Kerngruppen, in denen vielfach Studenten anzutreffen sind. Eine für das Jahr 1965 zusammengestellte Statistik verzeichne in der CSSR 30 Prozent überzeugte Atheisten, 30 Prozent überzeugte Gläubige und 40 Prozent Unentschiedene. Trotz der hartnäckigen und aufwendigen Versuche des Regimes, die Kirche auszuschalten, sei der hier und da anzutreffende Pessimismus über das Glaubensleben in der CSSR nicht zu teilen.

Volksbegehren in Bayern

In allen bayrischen Gemeindeämtern liegen derzeit Eintragungslisten für ein Volksbegehren auf, das von der FDP eingeleitet wurde. Es will die verfassungsrechtliche Gleichstellung der christlichen Gemeinschaftsschule mit der Konfessionsschule erreichen. Es handelt sich also um kein parteipolitisches, sondern um ein kulturpolitisches Anliegen, für das wir Sudetendeutsche viel Verständnis aufbringen. Denn wir genossen schon im alten Österreich die Segnungen einer christlichen Gemeinschaftsschule. Die Schul-Aufsplitterung nach Konfessionen war uns unbekannt.

Weltmacht der Biertrinker

In Bezug auf den Bierkonsum pro Kopf der Bevölkerung haben sich die Tschechen und Slowaken im vergangenen Jahr an die erste Stelle der Weltrangliste emporgetragen. Noch 1960 hatten sie auf dem sechsten Platz gelegen. Wie es in der Presse heißt, ist der Weltrekord im Biertrinken das Ergebnis einer „nüchternen“ Kalkulation: Ein Liter im Bier enthaltenen Alkohols ist in der Tschechoslowakei um die Hälfte billiger als der gleiche Liter in Weinen und hochprozentigen Spirituosen. So gerechnet habe sich der Verbrauch von reinem Alkohol in der Tschechoslowakei im Vergleich zur Vorkriegszeit verdoppelt und betrage heute fast sechs Liter pro Kopf der Bevölkerung. Die Zeitung „Rude Pravo“ hat nachgerechnet, daß bereits im Jahr 1960 durch Trunkenheit ein Ausfall von 115 000 Arbeitstagen verursacht worden sei.

✱

Die im Egerland angesiedelten Zigeuner machen ein Prozent der Bevölkerung aus. Davon sind 700 Analphabeten. Die anderen 99 Prozent der Bevölkerung wurden aufgerufen, bei der Einordnung der Zigeuner in ihre Umgebung zu helfen. – Ein Prozent, das sind mehr Zigeuner in unserer Heimat, als es im Jahre 1918 dort Tschechen gab.

✱

Die Firma Heinrich Zeidler in Selb, Herstellerin von Maschinen für die Porzellanindustrie, hat in Althof bei Karlsbad die erste Teller-Sortiermaschine der tschechischen Porzellanindustrie montiert. Die dreiphasige Maschine hat eine theoretische Leistung von 22 000 Tellern in neun Stunden. Sie wird von drei Frauen bedient.

✱

Der staatliche Textilbetrieb Ohara in Asch baut für seine jungen Angestellten ein Internat mit 90 Schlafstellen. Das Gebäude soll u. a. Klubräume für Interessenzirkel haben und auch sportliche Betätigung ermöglichen.

✱

Der jüngste Sexualmörder in der Geschichte der Tschechoslowakei ist am Jahresende vom Bezirksgericht in Eger zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Der 16jährige Pavel K. hat im April vergangenen Jahres nach einem mißlungenen

Vergewaltigungsversuch ein 18jähriges Mädchen mit einem Eisenstab erschlagen und nachher bei dem 18jährigen Chovanec und dem 22jährigen Werner Schwarz Unterschlupf gefunden. Chovanec u. Schwarz wurden, da sie von der Mordtat wußten und ihn trotzdem versorgten, zu zwei bzw. drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Aus den Heimatgruppen

Die Heimatgruppe der Taunus-Ascher verlaublich: Alle Landsleute aus dem Taunus und der Frankfurter Umgebung, welche die Veranstaltung am 15. Jänner, „20 Jahre Taunus-Ascher“, in Sulzbach/Ts., besuchen, werden gebeten, für die im zweiten Teil dieser Zusammenkunft vorgesehene Kappen-Sitzung auch faschingsgemäße Kopfbedeckung, (auch die Frauen nicht ausgeschlossen) mitzubringen, Taunus-Büttenredner und die Hofsänger der Heimatgruppe, begleitet von Lm. Dr. Neumann, tragen zur zünftigen Unterhaltung bei. Es wird, bei freiem Eintritt, wieder ein volles Lokal im Gasthaus „Zum Taunus“ erwartet. Beginn dieser wichtigen Zusammenkunft ist um 14.30 Uhr.

Der Organisator: H. Zettlmeißl

Wir gratulieren

Ein hundertjähriger Schönbacher

Am 12. Feber 1967 vollendet, so Gott will, Lm. Karl BIEDERMANN, Eisenbahnsekretär i. R., in Nürnberg, Viatis-Str. 100, sein 100. Lebensjahr. Er lebt dort in der Familie seines Sohnes Robert Biedermann. Seit Menschengedenken ist er der einzige engere Landsmann, der dieses legendäre Alter erreicht. Der Vorsitzende des Heimatverbandes Asch, Lm. Rogler, der ihn zu Weihnachten besuchte, traf ihn bei erstaunlicher körperlicher und geistiger Frische an.

Unser Jubilar freute sich, als er Gelegenheit bekam, mit einem Landsmann zu plaudern und aus seinem reichen Leben zu erzählen. Er hätte ja jetzt viel Zeit, sagt er. Er hört ein wenig schwer, das führt er zurück auf einen Sturz vom Hausdach – geschehen noch daheim in Schönbach, als er bereits im Ruhestand lebte – und es wären da Verwachsungen im Ohr zurückgeblieben, die operiert werden müßten, wozu er aber keine Lust mehr habe. Sonst war er nie in seinem Leben krank. Er spricht noch ein schönes „Ascher Hochdeutsch“, lebt recht mäßig – daher auch seine schlanke Linie – und raucht auch nur noch ganz wenig, während er früher sehr an die „Virginia“ gewöhnt war.

Er ist geboren in Schönbach bei Asch, Haus Nr. 50, direkt neben dem Schulhaus. Auch Vater und Mutter waren Schönbacher. An seine Geschwister erinnert er sich nicht mehr ganz genau, er nennt aber die Brüder Nikol und Ernst und die Schwestern Sophie und Ernestine. Die Schule besuchte er auch in Schönbach; sein Lehrer war Thomas Ludwig. Schon vom elften Lebensjahr an hat er zuhause „gewirkt“ – der altbekannte Ausdruck für die Ascher Hausweberei – und war dann anschließend bis zu seiner Soldatenzeit, die 1887 begann, bei Christ. Geipel Söhne in Asch in der Weberei. Als österr.-ung. Staatsbürger rückte er dann ein nach Hall bei Innsbruck. Seine Einheit war das Infanterie-Regiment 73. Etwa ein Jahr diente er auch in Pilsen und zwei weitere Jahre verbrachte er als Soldat in Bosnien. Als er nach dem „Abmustern“ wieder heimkam, war er etwa ein Jahr wieder Weber bei der Fa. Klaubert in Asch; bei Geipel war keine Stelle frei.

Seine berufliche Laufbahn erfuhr 1894 eine Wende. Durch seinen zukünftigen Schwager Hönig bekam er am Bahnhof

Erhalten Sie Ihre Frische

Erhalten Sie Ihre Schönheit

Zu jeder Tageszeit
Zu jeder Jahreszeit

ORIGINAL-Erzeugnis der ehem. ALPA-Werke BRÜNN

ALPE-CHEMA-CHAM/BAY.

83

in Roßbach einen Bahn-Bediensteten-Posten, nachdem er sich am Hl. Abend dort schriftlich beworben hatte. Am 1. Jänner 1895 begann sein Dienst. Vorübergehend wohnte er da in einem kleinen Zimmerchen beim Stationsvorstand und verdiente 1 Gulden und 20 Kreuzer am Tag, was für Kost und Logis fast draufging. Nun dachte er ans Heiraten. Im Juni 1895 ehelichte er die Frau Marie, geb. Erl, eine Egerländerin, in der evangelischen Kirche in Asch.

Während seiner siebenjährigen Tätigkeit am Bahnhof Roßbach legte er mit bestem Erfolg vier Prüfungen ab: In Telegraphie, im Technischen, im Kommerziellen, wie Rechnungslegung etc. 1902 kam er dann zum Bayerischen Bahnhof nach Asch. „Asch-Anschluß“ hieß es für die Roßbacher Bahn damals. Er war dort hauptsächlich beschäftigt mit der Übernahme und Übergabe der Waggons und Güter von der Bayerischen zur Österreichischen Bahn und umgekehrt. Bis 1916 hat er dort, wie er sich erinnert, die „Station geführt“. Während des Weltkrieges 14/18 war er als Eisenbahner vom Waffendienst enthoben. Dafür blühte ihm 1917 wieder eine Vernetzung, nämlich zum Ascher „Stadtbahnhof“. Weil er dort aber dauernd Divergenzen mit dem Stationsvorstand — einem studierten Egerländer Bauernbou(b)m — hatte, bekam er schließlich die Station „Hofer Straße“. Er war eben kein „Studierter“, dafür aber der bessere Praktiker und nun, nachdem ja auch die Tschechen auf der Bildfläche erschienen waren, wurde er wegen seiner Tüchtigkeit und Genauigkeit in seinem Amt durch Eingabe seines tschechischen Vorgesetzten auch in die Beamtenlaufbahn übernommen. Mit den periodisch angesetzten Beförderungen war er seinen Kollegen gegenüber immer andert-halb Jahre voraus.

Schließlich sollte er wegen mangelnder tschechischer Sprachkenntnisse noch nach Pilsen versetzt werden. Dazu hatte er aber gar keine Lust und übrigens: das „Böhmische“ erlernte er nie. Längst hatte er ja in Schönbach ein — „sein“ — Häuschen und einen Ackerfeld gekauft und lebte zufrieden mit seiner Frau und der sechsköpfigen Kinderschar. Nachdem er nun schon 33 Eisenbahn-Dienstjahre hinter sich gebracht hatte, — es fehlten nur noch zwei Jahre zur Pensionsgrenze — gelang es ihm nach mehrmaligen amtsärztlichen Untersuchungen (im Endeffekt durch diejenige von Dr. Rubner/Asch), die vorzeitige Pensionierung zu erlangen. Das mußte im Jahre 23 gewesen sein, sagt er, im Herbst, und er wäre damals 57 Jahre alt gewesen.

Den zweiten Weltkrieg erlebte er daheim, er stand da ja schon im 73. Lebensjahr.

Im April 1946 kam dann die Vertreibung. Drei Jahre verbrachte er in Hohenwart, in der Nähe von Schrobenhausen. Von 1949 bis 1957 lebte er mit seiner Frau bei Tochter Elise Korndörfer in Landshut. Dort starb auch seine Frau 1954 im Alter von 84 Jahren. Sie war Jahrgang 70.

Daß er nach Nürnberg kam, hängt mit seinen Söhnen zusammen. Während Sohn Max schon 1924 nach Südamerika auswanderte, wo er heute noch mit seiner Nachkommenschaft lebt (er war dort im Brau-Gewerbe tätig) ging auch Sohn Robert nach dem Krieg für ein paar Jahre als Bauingenieur nach Brasilien. Dieser kam aber 1956 wieder zurück und mit dem „Ersparthen“ wurde hier in Nürnberg gebaut. Am 20. Juni 58 war Einzug und bald zog auch der vielfache Groß- und Urgroßvater mit ein, nachdem er noch einige Jahre in Oberfranken verbracht hatte. — Seine beiden anderen Söhne sind Ernst, wohnhaft in Kirchenlamitz und Rudi in Weißenbach bei Selb. Dieser arbeitet bei Rosenthal in Selb. Die zweite Tochter ist Laura Wachter, sie lebt in Österreich.



HASLAUER SCHULBILD

Dieses Schulbild des Haslauer Geburtsjahrgangs 1899/1900 mit ihrem Oberlehrer Klinger wurde freundlicherweise von Frau Elsa Reichl, geb. Bach, Kassel, Ludwig-Mond-Straße 82, zur Verfügung gestellt. Sie läßt alle ehem. Schulkameraden und -Kameradinnen recht herzlich grüßen. — Oberlehrer bzw. Schuldirektor Joh. Klin-

ger, geb. 1855, kam 1884 als 29jähriger nach Haslau und starb am 9. Nov. 1918, ein halbes Jahr nach seiner Pensionierung, in Tachau. Von seinen neun Kindern lebt heute nur noch der jüngste Sohn Walter (geb. 1898) als pensionierter Major in Wiesbaden-Biebrich. Sch.

Sein größter Wunsch fürs kommende Jahr (zu seinem 100. Geburtstag wird es nicht mehr ganz klappen) ist, daß sein Sohn Max aus Sao Paolo/Brasilien zu Besuch nach Nürnberg kommt.

Der Ascher Rundbrief übermittelt dem greisen Landsmann die Glück- und Segenswünsche der gesamten Heimatgemeinschaft.

97. Geburtstag: Herr Josef Höhn (Niklasgasse 27) am 29. 12. in Okarben, Kr. Friedberg/Hessen, Hauptstr. 112. Zwar haben wir keine direkte Nachricht von dort, aber wir riskieren entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit den Glückwunsch und hoffen, daß er den greisen Landsmann bei guter Gesundheit antrifft. Lm. Höhn hat sich in Asch als Sachwalter der Gewerbetreibenden sehr verdient gemacht. Im abgelaufenen Jahre waren es 30 Jahre her, daß er in dieser Eigenschaft besonders stolze Tage erleben durfte: Die große Ascher Gewerbeschau, an deren Zustandekommen und Ausgestaltung er maßgeblich mitgewirkt hatte. Aber auch weihnachtliche Erinnerungen werden bei der Nennung seines Namens wach: Sein Weihnachtsgarten in dem heimeligen Haus an der Niklasgasse war stets Ziel vieler Bewunderer. Der Garten nahm einen ganzen Wohnraum in Anspruch. — Wie gesagt: wir hoffen Lm. Höhn bei guter Gesundheit. Vermutlich ist er der zweitälteste Landsmann in der Vertreibung.

92. Geburtstag: Herr Karl Rahm, früher Tischlermeister in Grün, am 30. Dezember 1966 bei guter Gesundheit in Bayreuth, Bühlweg 1. Neben zahlreichen Glückwünschen und Geschenken seiner Angehörigen erhielt er auch je eines vom Bayreuther Oberbürgermeister und von der Kirchengemeinde Bayreuth-St. Georgen.

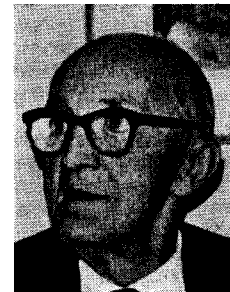
90. Geburtstag: Frau Lisette Baumgärtel, geb. Scharf (Schönbach 244) am 28. 1. in Dörnigheim, Siemensallee 21. Sie wohnt dort bei ihrer Tochter Elsa Dötsch im Hause ihres Enkels Gerhard Dötsch. Gemessen an ihrem gesegneten Alter ist sie geistig und körperlich noch gut beisammen und hat viel Freude an ihren vier Urenkelkindern.

88. Geburtstag: Frau Lisette Krainhöfner (Marktplatz, beim Eck-Geyer, Witwe des Schneidermeisters Karl K.) am 18. 1. in Pfieffe 95, Kr. Melsungen in voller geistiger Regsamkeit und guter körperlicher Verfassung. Sie denkt viel und gern an ihren lieben alten Bekanntenkreis in der Heimat. — Frau Katharina Ludwig, geb. Wölfel

aus Steinpöhl am 21. 12. in Hof/S., Lindenstraße 28. Aus dem Kannerstoff-Hof Nr. 114 hatte sie in den Gschirkarl-Hof Nr. 197 geheiratet. In stil- und schriftschöner Briefe informierte sie unseren Steinpöhl-Erzähler, Lm. Christianus, über manche wissenswerte Einzelheit.

80. Geburtstag: Herr Georg Jakob (ehem. Inkassant beim WEW in Asch) am 26. 1.

in Hettenhausen Kr. Fulda. Es klappert zwar ein bisserl in den Beinen, aber sonst ist der alte Herr noch gut beisammen. Immer staunen seine heimatischen Gesprächspartner über sein nach wie vor unübertreffliches Ascher Orts-, Straßen- und Namensgedächtnis. Schmunzelnd erzählt er so manches Erlebnis im Deutschen Männergesangverein Asch, dem er viele Jahre als Kassier und aktiver Sänger angehörte. Der Jubilar ist stets dabei, wenn sich sein Geburtsjahrgang 1887 zum traditionellen Schulkollegentreffen zusammenfindet. Zu seiner Nachkommenschaft zählen zwei Enkel und vier Urenkel.



73. Geburtstag: Herr Willi Buberl (Am Kegel, ehem. Seifenfabrik) am 19. 1. in Niederhadamar/Hessen, Pfortenstraße 17. Seine Töchter, der Schwiegersohn und der Enkel werden um ihn sein. Seine Freizeit gehört heute wie einst seiner Sammlung, dem Garten und dem immer sehnlichst erwarteten Rundbrief.

Es starben fern der Heimat

Frau Ida JÄCKEL, geb. Dietz (Schönbach, Ehefrau des Warenschauers bei Hanne-mann, Hugo J.) nach längerer Krankheit 78jährig am 17. 11. in Rehau. — Frau Albine PAUL (Berggasse 8, Fleyerin in der Spinnerei) am 5. 12. in Langen/Hessen.

Ascher Hilfskasse, Heimatverband, Archiv: Statt Grabblumen für Frau Emma Prohaska von Apotheker Adalbert Hofeld, Bad Orb 20 DM — Zum Gedenken an Herrn Kurt Schneider von Ernst Keil, Hildesheim 10 DM. (Beide Spenden wurden versehentlich bis jetzt nicht veröffentlicht). — Im Gedenken an ihre Jugendfreundin Frä. Bertl Klaus, Hof und an Herrn Kurt Schneider, Neuhausen von Friedl Hausner, Leutershausen 20 DM — Im Gedenken an Frau Berta Hippel von Max Rothmund und Frau, Hof 10 DM — Anlässlich des Heimanges des Herrn Hermann Rogler in Weiden von Adolf und Emma Wunderlich, Gelnhausen 10 DM — Im Gedenken an ihre verstorbene Jugendfreundin Kath. Schindler in

Mudau von Emma Schläger, Neckarsulm 10 DM – Anlässlich des Heimanges der Frau Maria Geyer in Hof von Herta Wunderlich, Spremlingen 10 DM – Anlässlich des Heimanges ihrer lieben Tante und Großtante Frau Berta Hippeli von den Fam. Dollinger und Müller 15 DM. – Richtigstellung: Die im letzten Rundbrief ausgewiesene Spende der Familien Dr. Robert und Dr. Bert Wagner in Weißenstadt (40 DM) galt dem Gedenken an Frau Retzi Wagner in Dörnberg.

Für die Ascher Hütte: Statt Grabblumen für Frau Frieda Spitzbarth in Selb von Fam. Ernst Glässel. Oestrich 10 DM, Fam. Edi Merz, Volkmarshausen 10 DM.

Richard Rogler:

Wie schreiben wir unsere Ascher Mundart?

Durch die Veröffentlichung meines Briefes an Herrn Dr. Tins, der persönlich gehalten und privat gedacht war, aber eine wichtige allgemeine Angelegenheit für uns Ascher berührt, nämlich die Schreibung unserer Mundart, fühle ich mich veranlaßt, zu dem „Briefwechsel um die Ascher Mundartschreibweise“ im Ascher Rundbrief, Folge 24/1966, Stellung zu nehmen:

Zu Zeiten unserer Großeltern wurde die Mundart, wie schon der Name besagt, fast nur gesprochen, und äußerst selten hat einmal jemand versucht, sie auch zu schreiben. Daher hat sich in der kurzen Zeit bis heute auch noch keine feste Mundartschreibweise eingebürgert, und es wird jetzt noch um eine möglichst richtige und dennoch leicht lesbare Schreibung gerungen. Wohl kein anderer Ascher hat die dabei auftretenden Schwierigkeiten so oft empfunden und überwinden müssen als gerade ich, der ich schon in der Ascher Heimat in meinem Geburtsort Schönbach mit der Aufzeichnung von auffälligen und seltenen Dialektwörtern angefangen habe. Das war im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, als man unsere Mundart noch unverfälscht von alten Leuten hören konnte, mit einem Reichtum alter Wörter, die einen oft in Erstaunen versetzte. Ich habe die begonnene große Arbeit ständig fortgesetzt, soviel es die freie Zeit erlaubte, und bin noch heute darüber; denn der tiefe Born unserer Muttersprache ist schier unerschöpflich. Als Mitarbeiter am Sudenteutschen Wörterbuch in Gießen habe ich vor kurzem die 93. vierseitige Frage-Liste ausgefüllt, dazu die Ergänzungsliste 14, ferner eine beträchtliche Zahl von Sonderfrageblättern und Wörterlisten (die letzte, Nr. 50). Wer sich da ein Bild von den Schwierigkeiten bei der Ausfüllung einer solchen Wörterliste oder eines Fragebogens machen will, der braucht nur den wertvollen Beitrag von Theodor Christianus über Steinpöhl (Ascher Rundbrief, Folge 22) zu lesen, um zu erkennen, wieviele schon halb vergessene, verdunkelte Wörter nur allein von der einst so wichtigen Weberei vorliegen. Wie wertvoll wäre es, wenn uns Ascher Handwerker den großen Sprachschatz aus ihrem Berufe im Rundbrief darbieten könnten, ehe er der Vergessenheit anheimfällt. Es soll sich dabei niemand durch die Schwierigkeiten der Mundartschreibung abschrecken lassen. Jeder schreibe nur, „wöi na da Schnowl gwachsen is“.

Ohne gewisse Schreibregeln läßt sich das aber nicht machen, genau so wie in der Schriftsprache. Dabei verwendet man die hauptsächlich von Dr. Weitzer erarbeitete Egerländer Schreibweise oder die von Dr. Tins herausgestellte *Ascher Schreibart* (Ascher Rundbrief, F. 24/1966, S. 212, „Der Neid und der Zorn“). Bei der einen Schreibart werden die tiefen Ascher *a* hervorgehoben: Fläschn wäschn, Pappällee; dementsprechend dürfte man aber auch dieses *ä* nicht unterlassen in: Stäi afm Rāi (nicht Stäu afm Reu), a Māi(d)l mit an schäin Klāi(d)l (nicht a Meudl mit an schäin Kleudl) u. a. m., Wörter, die ja schon in der Schriftsprache *ai* oder *ei* als Stamm-laut haben. Dieselbe Respektierung des *ä*

Münchener Abkommen geistert durch die Koalition

Bei Redaktionsschluss – (wir werden in Hinkunft bei Bedarf diese vorletzte Seite zur Veröffentlichung spät einlaufender Nachrichten benutzen) – erreicht uns noch folgende Meldung:

In einem Interview mit dem „Echo der Zeit“ hat das Präsidialmitglied des Sudenteutschen Rates und Vorstandsmitglied der Sudenteutschen Landsmannschaft, Staatsminister a.D. Hans Schütz, der in der Regierungserklärung von Bundeskanzler Kiesinger ausgesprochenen These widersprochen, daß das Münchener Abkommen unter Zwang zustande gekommen sei. Diese These sei für die Begründung einer Ungültigkeit unhaltbar, da auch die Verträge von Versailles, St. Germain, Trianon und viele andere völkerrechtlich als gültige Abkommen betrachtet werden, obwohl sie unter totalem Zwang zustande gekommen seien. Auch die Feststellung, daß Hitler das Münchener Abkommen zerrissen habe, könne nicht akzeptiert werden, da bei Anwendung dieses Grundsatzes dann auch kein Konkordat mehr bestünde. Schütz meinte, daß es Aufgabe der Regierung sei, Verträge, die fraglich erscheinen, zu revidieren und zu überprüfen.

In dem Interview, das nicht nur in der Bundesrepublik größte Aufmerksamkeit erregt hat, vertritt Schütz die Meinung, daß eine Versöhnung mit der Tschechoslowakei zuletzt nur möglich sei, wenn der redliche Versuch einer Wiedergutmachung auch des Unrechts an den Deutschen aus den böhmischen Ländern nicht unterbleibt. Denn das bittere Leid und das Unrecht, das den Tschechen durch die von Hitler inszenierte Zerstörung ihres Staates zugefügt wurde, sei bereits durch das Wiedererstehen der Tschechoslowakei gutgemacht worden.

Zu den schärfsten Reaktionen auf die

Ausführungen von Staatsminister a.D. Hans Schütz gehört die Äußerung des SPD-Bundestagsabgeordneten Dr. Klaus Peter Schulz, der der Deutschen Presse-Agentur erklärte, daß die Logik des Herrn Schütz „Erpressung ist kein Zwang“ Parlament und Regierung veranlassen sollte, die Tätigkeit der Vertriebenenverbände endlich auf innere und caritative Aufgaben zu beschränken und damit die deutsche Außenpolitik von einem Mühlstein der Ressentiments und der Fehleinschätzungen zu befreien.

Diese Äußerungen und ähnliche des SPD-Abgeordneten Dr. Hans Ils und des CDU-Abgeordneten Blumenfeld haben den amtierenden Präsidenten des BdV, Helmut Gossing, veranlaßt, solche Darstellungen als „töricht, provokatorisch und den deutschen Interessen als überaus abträglich“ zu bezeichnen. Der Bund der Vertriebenen erwartet, daß sich die SPD von dieser unqualifizierten Äußerung nicht nur distanzieren, sondern auch prüfe, ob derartige Ansinnen noch mit den demokratischen Grundsätzen der Partei zu vereinbaren seien.

Scharf zurückgewiesen hat die Äußerungen des SPD-Abgeordneten Schulz auch der CDU-Abgeordnete Stingl, der ausdrücklich auf den Gegensatz zu den Feststellungen des stellvertretenden SPD-Vorsitzenden Herbert Wehner hinwies und auf die Erklärung der SPD, daß Abmachungen über die Rechte der Vertriebenen nicht hinter deren Rücken getroffen werden dürften.

In einem Interview mit dem WDR hatte der SPD-Abgeordnete Reinhold Rehs nachdrücklich die Haltung der SPD präzisiert und darauf hingewiesen, daß die Tschechen nach 1918 den Sudenteutschen das von ihnen selbst in Anspruch genommene Selbstbestimmungsrecht versagt und damit die Spannungen ausgelöst hätten, die zu den Entwicklungen bis 1938 geführt haben.

verlangt der Zwiellaut *äu*: Bräut, täut. Dr. Tins kennt die Schwierigkeiten im Buchdruck mit der Type *ä*, besonders wenn keine Ascher damit zu tun haben, und möchte diese Type nur dort verwenden, wo Irrtümer vermieden werden sollen, also nur in wenigen Fällen, z. B. Bräut – Braut, häut – Haut, Läut – Laut etc. Das bringt eine gewaltige Erleichterung für Setzer und Drucker, hat aber auch Nachteile.

Dr. Tins steht auf dem Standpunkt, daß das tiefe *ä* das „normale *a*“ für den Ascher ist und das überoffene *ā* (Kaas, maa, daa, laa(r), vawaa, drah) die Ausnahme bildet, also müßten diese letzteren besonders bezeichnet werden, und zwar mit einem Strichlein darüber, also: *āf*, *Sāwl*, *Pfā[r]* u. a. Dieses Strichlein wird aber im allgemeinen als Längezeichen betrachtet (*aaf*, *draaf*, *Laaf* usw.); daher ergibt sich die Notwendigkeit, neben diesem Zeichen noch ein zweites für die Wortkürzung zu verwenden, in „*Racka[r]*, *vadatta[r]*rt, u. a. m. Das Strichlein (Längezeichen) über kurzes *a* zu setzen, ist widersinnig. Dr. Tins braucht also drei Aussprachezeichen.

Ein Nachteil ist es auch, daß sich Dr. Tins in Wörtern wie *Hämplmāa*, *Wässa[r]*stāa, *kurzaklāa* usw. mit dem nicht lautgetreuen *oa* behelfen muß, so auch in *oa* (an), *woar*, *Moa{n}*, *Zoa{n}*, *kāin* *Stapfm* *Boa{n}* usw., statt *āa*, *Māa{n}*, *Zāa{n}* zu schreiben. Schlimmer noch wirken die *eu* (besser *äi*); „in da heußn Summerszeit, keun Gschmoch, jeda kleu Dörfll“, wo in unvereinbarer Weise schriftdeutsches *eu* in die Mundart hereingezogen erscheint.

Abgesehen von solchen Mängeln, ist die Tinsche Schreibart eine sichtbare Erleichterung für die Leser des Rundbriefs. Auch die Verfasser mundartlicher Beiträge dürften es etwas leichter haben, aber ohne die

beim Drucker nicht beliebten Ringlein auf dem *ä* werden sie auch künftighin nicht auskommen. Sprachwissenschaftliche Arbeiten kann man sich erst recht nicht ohne konsequente Verwendung des *ä* vorstellen.

Dazu nimmt Dr. Tins folgendermaßen Stellung:

Lieber Herr Direktor Rogler!

Lassen Sie mich bitte gleich antworten. Zunächst Dank dafür, daß Sie die durch die Rundbrief-Schreibweise erzielte Vereinfachung des Mundart-Schreibens und Lesens anerkennen. Was Sie an Ihr auszusetzen haben, dazu möchte ich nochmals kurz sagen:

1. Das „*ā*“ wird von den Lesern des Ascher Rundbriefs seit mehr als einem Jahrzehnt nicht als *langes*, sondern als *überhelles* „*a*“ gelesen, er ist also daran gewöhnt und sieht darin kein Dehnungszeichen. Wird dieses helle „*a*“ lang-gedehnt ausgesprochen, so kann man das, wo es unbedingt notwendig ist, durch ein doppeltes „*āā*“ kennzeichnen.

2. „*Moa*, *kloa*, *Boa*“ (d. i. Mann, klein, Bein) schreiben auch Weitzer und die sich an ihn haltenden Egerländer Mundartdichter so. Der Nachteil einer winzigen Laut-

ASCHER RUND BRIEF

Heimatblatt für die aus dem Kreise Asch vertriebenen Deutschen. – Mitteilungsblatt des Heimatverbandes Asch e.V. – Erscheint monatlich mit der ständigen Bilderbeilage „Unser Sudentenland“. – Vierteljahres-Bezugspreis DM 4.50 – Kann bei jedem Postamt in der Bundesrepublik bestellt werden. – Verlag, redaktionelle Verantwortung und Druck: Dr. Benno Tins, 8 München-Feldmoching, Grashofstraße 9. – Postcheck-Konto Dr. Benno Tins, München Kto.-Nr. 11 21 48. Bankkonten: Raiffeisenbank München-Feldmoching Kto.-Nr. 0024708, Stadtparkasse München, Zweigstelle Feldmoching, Kto.-Nr. 33/100793. – Fernruf 3 13 26 35. – Postanschrift: Verlag Ascher Rundbrief, 8 München-Feldmoching, Schließfach 33.

Ungenauigkeit sollte meines Erachtens zugunsten der Lesbarkeit in Kauf genommen werden. „Der Mann“ liest sich mundartlich sicher leichter, wenn „der Moa“ dortsteht, als wenn es „da Mää“ heißt.

3. Da Sie, lieber Herr Direktor, ein Leben lang intensivst mit der Mundartschreibweise befaßt sind, finden Sie die Ihnen gänzlich ungewohnte Schreibweise „in der heußn Summerszeit, keun Gschmoch, a kleus Dörfel, Ascher Gmeu“ schlimm, fatal und mit der Mundartschreibweise unvereinbar, weil aus der Schriftsprache in diese hereingezogen. Sind aber nicht alle Laute, wie wir sie für die Mundartschreibweise benötigen, aus der Schriftsprache entlehnt? Und geht es nicht auch Ihnen darum, das schriftdeutsche Wort- und Lautbild im Mundart-Schreiben möglichst zu wahren? Wenn nun, ich wiederhole es, „Gmeu“ so ausgesprochen wird, wie wir es nach schriftdeutscher

Weise schreiben, warum soll ich dann „Gmâi“ schreiben?

Einige Zuschriften zu unserem „Briefwechsel“ in der Weihnachtsnummer unterstreichen durchwegs, daß man die Mundart so „leserlich wie möglich andeuten“ solle; das andere besorgen dann die Leser gerne selbst. Hauptsache, sie wagen sich überhaupt an den Mundart-Beitrag heran. Kompliziertheiten schrecken ab.

Berichtigen Sie im Adreßbuch

Asch:
Braun Eduard, 8671 Schönwald/Ofr. Rehauer Straße 28 (Angergasse 21) – Übersiedlung aus Münchenberg

Cihak Else, 86 Bamberg, Nürnberger Straße 12 (Selber Straße 36) – Umzug im Ort.

Neuberg:
Jäger Wilhelm, Steueramtmann, Hof/S., Lutherstraße 17. – Umzug im Ort.

Schildam:
Wunderlich Reinhold, 8673 Rehau, Erfurter Straße 5. – Umzug im Ort ins Eigenheim.

Schönbach:
Merz Erich, 8672 Selb-Plöbberg 102. – Übersiedlung aus Selb ins Eigenheim.

Fünf Monate nach dem Tode seiner Gattin hat uns am 12. Dezember 1966 mein lieber Vater, unser guter Schwiegervater, Großvater und Urgroßvater

Herr WILHELM DELLING

fr. Asch – Siegfriedstraße 14

nach einem ausgefüllten Leben im gesegneten Alter von 96 Jahren für immer verlassen.

Rothenburg o. d. Tauber
Weidmannstraße 8

In stiller Trauer:

Erna Bock, geb. Dellling
im Namen aller Hinterbliebenen.

Nach langem, mit Geduld ertragenem Leiden nahm Gott der Herr am 18. Dezember 1966 unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Tante, Schwester, Schwägerin, Patin und Cousine,

Frau ANNA SAUER

geb. Schiller

im Alter von 71 Jahren zu sich in den ewigen Frieden.

Alzenau, Elzstraße 5
Früher Asch, Josef-Patzelt-Straße

In stiller Trauer:

Albert Wolf und Frau Gertrud,
geb. Sauer

Ernst Adler und Frau Marianne,
geb. Sauer

Manfred und Robert, Enkelkinder
und alle Angehörigen.

Für die erwiesene und noch zuge dachte Anteilnahme herzlichen Dank.

FRANZBRANTWEIN MIT MENTHOL

Grippe und Erkältungskrankungen rechtzeitig vorbeugen mit



Brackal

Friedr. Mälzer Brackenheim/Württ.

Geübte Handschuhmacherin (Heimarbeit) sucht sich zu verändern. Maschine müßte gestellt werden. Adresse erfahren Sie unter „4/1“ beim Verlag Ascher Rundbrief, 8 München-Feldmoching, Schließfach 33.

BREIT
RUM - LIKÖRE - PUNSCH
sind längst ein Gütebegriff
sudetendeutschen Geschmacks

Wir liefern über 60 Sorten direkt an Sie!
Ab DM 30.- portofreie Zusendung.
Fordern Sie bitte unsere Preisliste an!

KARL BREIT, 732 Göppingen, Postf. 208

Zur Selbstbereitung empfehlen wir

STELLA
RUM- u. LIKÖR-ESSENZEN

1 Flasche für 1 Liter ab DM 1.80 – 45 Sorten
Bei Essenzen ab 2 Flaschen portofrei

Erhältlich in Apotheken und
Drogerien, wo nicht b. Hersteller

KARL BREIT
7320 Göppingen, Schillerplatz 7

Bekanntes Maschinenbauunternehmen, dessen Spezialerzeugnisse auf dem Gebiet der Chemiefaser- und Textilindustrie in aller Welt bekannt sind, sucht einsatzfreudige, selbständig handelnde Mitarbeiter für folgende Positionen:

einen Verkaufingenieur

mit französischen Sprachkenntnissen

einen Verkaufsassistenten

einen Textilingenieur

der Fachrichtung Färberei und Appretur für den Verkauf in den Oststaaten. Sprachkenntnisse wären von Vorteil.

technische Kaufleute

mit englischen und möglichst auch französischen Sprachkenntnissen für interessante Sachgebiete innerhalb unserer Verkaufsorganisation.

Für die Einarbeitung steht unser gut ausgestattetes Technikum zur Verfügung. Wir bieten leistungsgerechte gute Bezahlung. Die Wohnungsfrage wird von uns geregelt.

Bewerbungen mit allen erforderlichen Unterlagen (handgeschriebener Lebenslauf, Foto und Zeugnisse) erbitten wir unter „3/1“ an den Ascher Rundbrief, 8 München-Feldmoching, Schließfach 33.

MASCHINENBAU-UNTERNEHMEN

dessen Spezialerzeugnisse in aller Welt bekannt sind, sucht im Rahmen der Erweiterung des Unternehmens und für den Ausbau von Niederlassungen

tüchtige, erfahrene BILANZBUCHHALTER

Die zu lösenden Aufgaben erfordern neben der fachlichen Qualifikation Tatkraft und Organisationstalent.

Die Tätigkeit ist vielseitig und interessant bei weitgehender Eigenverantwortlichkeit.

Wir bieten beste Bezahlung und weitere soziale Leistungen. Die Wohnungsfrage wird von uns gelöst.

Bewerbungen mit allen erforderlichen Unterlagen (handgeschriebener Lebenslauf, Foto und Zeugnisse) erbitten wir unter „2/1“ an den Verlag des Ascher Rundbriefs, 8 München-Feldmoching, Schließfach 33.

Wir sind ein bekanntes Unternehmen und suchen einen

KAUFMÄNNISCHEN LEITER

mit perfekten Bilanzbuchhalter-Kenntnissen, Organisationstalent und Durchsetzungsvermögen.

Wir bieten beste Bezahlung und weitere soziale Leistungen.

Die Wohnungsfrage wird von uns gelöst.

Bitte senden Sie Ihre ausführlichen Bewerbungsunterlagen mit handgeschriebenem Lebenslauf unter Kennziffer „1/1“ an den Verlag Ascher Rundbrief, 8 München-Feldmoching, Schließfach 33.